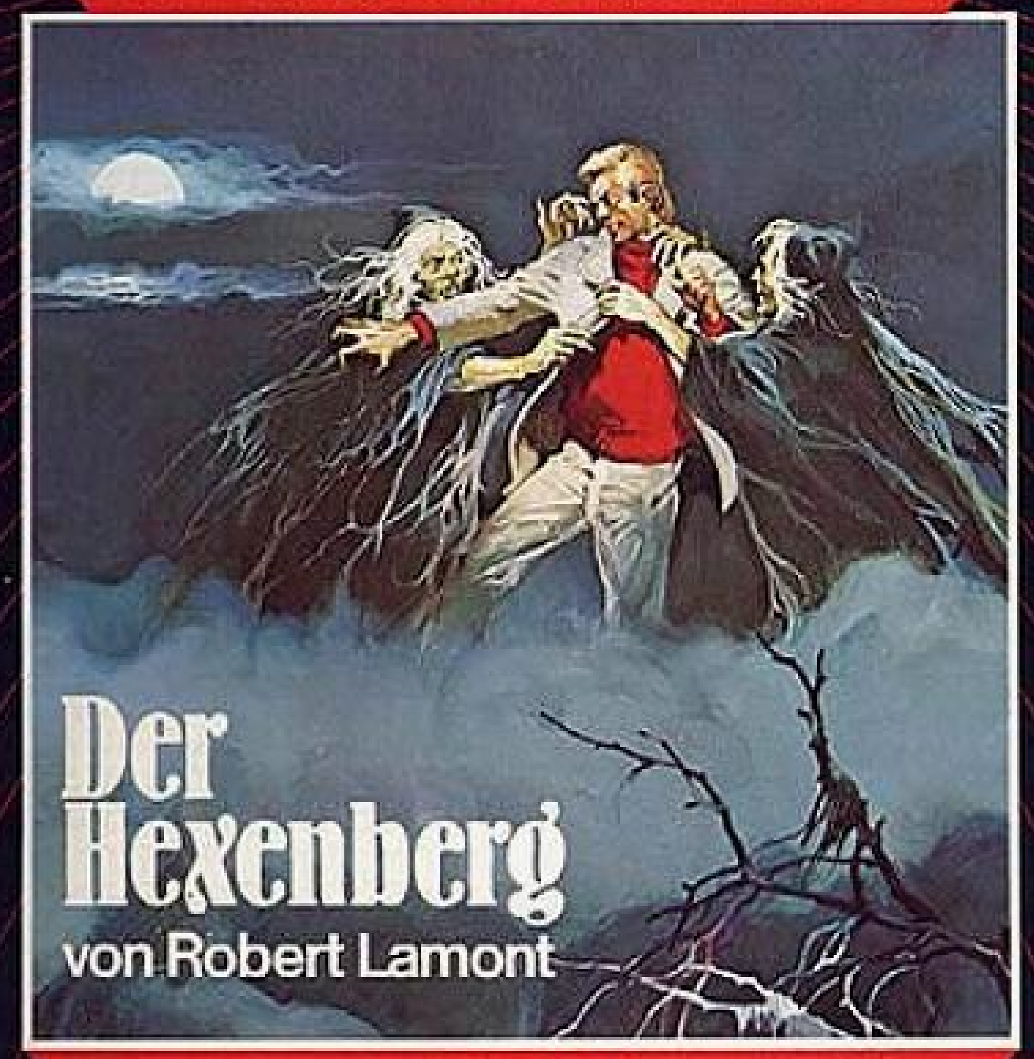
1,20 DM / Band 61

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Der Hexenberg

von Robert Lamont

Fr 1,50



Der Hexenberg

Professor Zamorra Nr. 61

von Hans Wolf Sommer

erschienen am 19.10.1976

Der Hexenberg

»Darf ich Ihnen meine Freundinnen vorstellen«, hörte Nicole die Stimme der Gouvernante. Die Frau hatte inzwischen die Stiermaske aufgesetzt. »Wir alle freuen uns, Sie in unserem Kreis aufnehmen zu dürfen.«

Nicole schluckte. Ihr Herz klopfte bis zum Zerspringen.

»Welchen – welchen Kreis?« stammelte sie.

»In den Kreis der Dienerinnen der Hölle.«

Sie waren zu fünft!

Kauernd bildeten sie das Muster des fünfstrahligen Sterns, des Pentagramms. Masken verhüllten ihre Gesichter. Masken, die das Gesicht ihrer Herren und Meister versinnbildlichten – Schakal, doppelköpfiger Löwe, Kröte, Feuersalamander, gehörnter Stier.

Die Nacht war hell. Das volle Gesicht des Mondes tauchte den Hang in kaltes, gleißendes Licht. Die Latschenkiefern sahen aus als duckten sie sich; sie wirkten wie Wucherungen auf der Haut des Berges. Die Stimme des Windes kam flüsternd aus allen Richtungen, schien die Worte zu wiederholen, die die dämonenköpfigen Gestalten ihm anvertrauten.

Nur vier von ihnen murmelten monoton die düsteren Beschwörungsformeln, die nicht für diese Welt bestimmt waren. Die fünfte Gestalt, die mit dem Kopf des gehörnten Stiers, schwieg. Sie hatte die Weihe noch nicht erfahren, war des Zaubers nicht mächtig.

Sie wartete auf ihren Bräutigam, um einzutreten in den Kreis der Dienerinnen.

»Komm, oh komm, Sybaoth, die Braut harrt deiner. Erwartung im Herzen, Freude im Blut und Begierde im Leib. Komm und hole sie in dein Reich.«

Immer wieder murmelten sie diese Worte, in einer Sprache, die kein Sterblicher verstand. Geduldig und in der Gewissheit, dass ihr Gebet schließlich erhört werden würde, erhört von Sybaoth, dem Stierköpfigen, dem Herrn mit dem Hauch des Verderbens. Und dann kam er.

Ein Schatten legte sich über das Gesicht des Mondes. Der kühle Nachtwind erhitzte sich, war wie die Lohe eines Feuerofens. Ein roter Lichtpunkt erschien auf dem Gipfel des Berges, wuchs an, wurde zu einem leuchtenden Nebel. Der Nebel schwebte näher, gewann an Konturen, nahm Gestalt an. Sybaoth!

Er hatte den Ruf gehört und war gekommen – dorthin, wo man nach ihm gierte.

Er war groß, degradierte die Dienerinnen zu fast zwergenhaften Wesen. Sein mächtiger menschlicher Körper war überall behaart und schimmerte in leuchtendem Karmesinrot. Seine Beine waren wie die Pfeiler eines Tempels, die muskelschweren Arme wie gewaltige Keulen. Der wuchtige Rumpf wurde gekrönt von einem massigen Stierkopf, in dem die Augen glühten wie das Höllenfeuer selbst.

Die beiden Hörner, leicht gebogen, verjüngten sich nach oben, liefen aus in Spitzen, die schärfer waren als die eines mörderischen Dolchs.

Ein donnerndes Grollen entrang sich der Kehle des Stierköpfigen.

Heißer Dampf quoll aus den Nüstern, verwandelte die Flechten des Berghangs in ein aschenfarbenes, welkendes Gewirr, raubte den Kiefern ihren Nadelschmuck. Die Dienerinnen jedoch blieben

unversehrt.

Dann hüllte ein kaltes rotes Feuer die Gestalten ein, ein Purpurmantel, der alles Licht in sich aufsog. Ein Krachen ertönte, das den Boden erzittern ließ.

Dann war Stille.

Nur vier Gestalten blieben zurück.

Der Stierköpfige und seine Braut waren verschwunden.

Die Dienerinnen stimmten einen Lobgesang an.

»Mächtiger Herr, wir danken dir, dass du uns erhört hast. Möge sie dir eine gute und gehorsame Braut sein!«

Sie richteten sich auf, nickten einander zu, klammerten sich an ihre magischen Stäbe.

Dann verschwanden sie ebenfalls, als habe sie die Nacht verschluckt.

***

Nachdenklich legte Professor Zamorra den Telefonhörer auf die Gabel zurück.

»Ärger?«, fragte Nicole Duval, die Sekretärin und Freundin des Parapsychologen zugleich war.

Die beiden saßen in gemütlichen Lehnsesseln vor dem Kamin in der Halle von Château Montagne, das dem Professor als ständiger Wohnsitz diente, wenn ihn Beruf und Berufung nicht gerade in irgendeinen Teil der Welt führten.

In der Feuerstelle prasselten die Buchenscheite und schufen eine ausgesprochen behagliche, anheimelnde Atmosphäre. Nicole war es gar nicht recht, dass diese Stimmung nun eine Trübung erfuhr. Aber sie kannte ihren Chef und wusste, dass ihm das Telefonat, das er gerade geführt hatte, irgendwie auf den Magen geschlagen war.

Zamorra griff nach seinem Whiskyglas und nahm einen kräftigen Schluck.

»Ärger?« Er zuckte die Achseln. Aber er konnte Nicole nichts vormachen.

»Wer ist dieser Comte d’Aragnan, der da gerade angerufen hat?«, wollte sie wissen.

»Maurice d’Aragnan ist ein alter Freund von mir. Er besitzt ein Schloss und größere Ländereien in der Auvergne.«

»Und?«, setzte Nicole nach.

»Er hat Kummer.«

»Also doch!«

Zamorra lächelte. »Er hat Kummer, sagte ich. Nicht wir.«

»Als ob das nicht auf dasselbe hinausliefe. Wenn ein Freund von dir Kummer hat, machst du den gleich zu deinem eigenen. Stimmt’s?«

»Nun ja…«

»Erzähl schon, Chef. Du weißt, wie hartnäckig ich sein kann.«

Zamorra setzte das Whiskyglas ab, das er in den letzten zwei Minuten ein bisschen fahrig in der Hand gedreht hatte.

»Na schön«, sagte er. »Du gibst ja sonst doch keine Ruhe. Mein Freund Maurice, ich kenne ihn noch von der Universität her, hat Kummer mit seinen Ländereien. Das Getreide kümmert so vor sich hin, und die Weinberge sehen aus, als würden sie verdorren.«

»Rebläuse«, sagte Nicole.

Der Professor schüttelte den Kopf.

»Im Getreide? Nein! Und auch bei den Reben hat *Phylloxera vitifolii* keine Chancen. Maurice macht sich alle Erkenntnisse der modernen Forst- und Landwirtschaft zunutze. Rebläuse sind längst mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden.«

»Vielleicht zu gründlich. Chemikalien können durchaus auch nachteilige…«

»Mein Freund ist kein Dummkopf. Er ist sich ganz sicher, dass es keine natürlichen Ursachen gibt.«

»Oh!«, sagte das Mädchen. »Wenn er natürliche Ursachen für ausgeschlossen hält, dann kommt nur ein übernatürliches Phänomen in Frage. Hat er dich deshalb angerufen?«

Zamorra nickte. »Er weiß, dass ich Parapsychologe bin und wollte meinen Rat.«

»Und weißt du einen?«

»Von hier aus?« Zamorra blickte grüblerisch in sein Glas. »Man müsste an Ort und Stelle Nachforschungen anstellen.«

Nicole verzog das Gesicht. »Dachte ich es mir doch. Wann fahren wir?«

Zamorra kam nicht sofort dazu, eine Antwort zu geben. In diesem Augenblick betrat Bill Fleming, Zamorras Freund, die Halle. Er kam aus der Bibliothek, die auf ihn als Historiker eine schier magische Anziehungskraft ausübte. Immer wenn er im Château war, verbrachte er die meiste Zeit inmitten der reichhaltigen bibliophilen Schätze.

»Wo fahren wir hin?«, fragte er wissbegierig.

»Ich habe nicht gesagt, dass ihr mitfahren müsst«, entgegnete Zamorra. »Ich kann genauso gut ganz allein…«

»Chef«, unterbrach ihn Nicole. »Du weißt doch ganz genau, dass wir dich niemals allein fahren lassen würden.« Sie wandte sich an den jungen Amerikaner. »Bill, Sie sind doch immer ganz verrückt nach alten Schlössern. Was halten Sie von Château d'Aragnan?«

»Es heißt nicht Château d'Aragnan, sondern Château de Berri«, verbesserte der Professor. »Es ist uralt. Seine Grundmauern stammen noch aus dem vierzehnten Jahrhundert.«

Bill Flemings Augen leuchteten. Wahrscheinlich sah er im Geiste bereits dickleibige Folianten mit vergilbten Seiten, in die er hineinkriechen konnte.

»Wann fahren wir?«, fragte auch er.

***

Sie fuhren am anderen Morgen.

Nicole saß am Steuer des Citroën und lenkte die schwarze Limousine die Straße entlang, die sich längs der Loire gen Süden schlängelte.

Ein Fluss blieb auch weiterhin ihr Wegbegleiter. Der Allier führte sie hinein ins Hochland, weiter hinunter in die Limagne, die Kernlandschaft der Auvergne im fruchtbaren Alliertal.

Die Gegend, die sie durchfuhren, war wildromantisch. Vulkanmassive, mit erkalteter Lava bedeckt, türmten sich am Horizont auf.

Mineralquellen sprudelten aus der hochgelegenen kristallinen Plateaulandschaft. Dörfer, deren Wohlhaben sich in den schmucken Häusern spiegelte, säumten den Weg. Das Alliertal bot beste Voraussetzungen für Wein- und Ackerbau sowie für die Viehzucht. Der Beweis zeigte sich immer wieder ihren Augen.

Und ausgerechnet die Ländereien des Comte d'Aragnan, die inmitten dieser blühenden Tallandschaft lagen, sollten an den Segnungen des Bodens nicht teilhaben? Es war unverständlich und kaum zu glauben.

Und doch mussten sie es glauben. Professor Zamorra, der in etwa die Ausmaße des gräflichen Besitzes kannte, konnte sich schon ein Bild machen, noch bevor sie Château de Berri erreichten.

Die saftigen Weiden, die prallen Getreidewogen, die kräftig grünenden Weinstöcke an den Bergeshängen waren plötzlich nicht mehr da. Fast übergangslos wechselte das Landschaftsbild. Die Wiesen wurden kahl, als hätten bereits Millionen Rinder auf ihnen gegrast. Die Weizenfelder mit ihren mickrigen, kaum Korn tragenden Ähren boten einen traurigen Anblick. An Tristesse höchstens noch überboten von den Rebstöcken, die aussahen wie vergilbtes Unkraut.

Zamorra, Bill und Nicole warfen sich vielsagende Blicke zu, als sie sich dem Château des Comte d'Aragnan näherten.

»Ich glaube, er hat nicht zu viel gesagt«, meinte der Professor. »Irgend etwas geht hier nicht mit rechten Dingen zu.«

Bill Fleming, von Natur aus allen übernatürlichen Dingen gegenüber skeptisch eingestellt, war ebenfalls von der beinahe widersinnigen Kargheit der Ländereien beeindruckt. Selbst ihm, der immer nach rationalen, mit der Logik erklärbaren Gründen suchte, fiel es schwer, nicht an das Wirken einer übelmeinenden, unbekannten Macht zu glauben.

»Allerdings bin ich kein Landwirtschaftsexperte«, versuchte er, dem Rationalen noch ein Hintertürchen offen zulassen.

Zamorra ging auf diesen Einwand gar nicht ein. Er wusste plötzlich ganz genau, dass hier die Kräfte des Bösen am Werke waren. Er spürte

es – im wahrsten Sinne des Wortes.

Das silberne Amulett Leonardo de Montagnes, das er auf der Brust trug, erwärmte sich. Und wenn es im Augenblick auch unter seinem Hemd verborgen war, so zweifelte er nicht daran, dass es einen leuchtenden Glanz angenommen hatte – jenen Glanz, den es verbreitete, wenn Geister oder Dämonen in der Nähe waren. Die Gestalten der Finsternis selbst oder aber die Spuren ihrer unheiligen Taten.

Das Amulett!

Er hatte es in der Bibliothek von Château Montagne gefunden und als Erbe seiner Ahnen angenommen. Es war ihm Hilfe und Verpflichtung zugleich. Hilfe und Unterstützung gegen die Mächte des Bösen. Und die Verpflichtung, diesen finsteren Mächten stets und ständig im Kampf gegenüberzutreten, selbst wenn er sein eigenes Leben damit in höchste Todesgefahr brachte.

Obgleich Nicole ihr Hauptaugenmerk auf die Straße richtete, war ihr der tiefe Ernst nicht entgangen, der Zamorra überkommen hatte.

»Chef, was hast du? Weißt du etwas, was wir nicht wissen?«, fragte sie.

Der Professor wandte den Blick von den sich in Todeszuckungen wälzenden Feldern ab. Sie fuhren jetzt ein schmales Sträßchen entlang, nicht mehr als einen befestigten Weg, der sie direkt zum Schloss des Freundes führen würde. Maurice würde überrascht sein, wenn er bereits zur Begrüßung in der Lage war, eine Diagnose zu stellen.

»Ein Fluch liegt über diesen Ländereien«, antwortete er auf die Frage seiner Sekretärin. »Ein Fluch, der die Pflanzen in seinen Bann geschlagen hat.«

Er blickte wieder aus dem Fenster. Sie durchquerten jetzt das, was einst eine grünende und blühende Parklandschaft gewesen war.

Aber wie sah sie aus? Abgestorbene Bäume ohne Laub, graues verdorrtes Gras, Stängel, die keine Blüten trugen. Vogelgezwitscher, ansonsten in einem Park allgegenwärtig, war nicht zu hören. Die Landschaft war so tot wie eine graue Wüste.

»Seht euch das an«, fuhr er fort. »Und dann sagt mir, ob irgendeine Kraft dieser Welt eine solche Ode bewirken kann.«

»Ein Fluch, Chef?«, fragte Nicole leise. »Aber warum? Und von wem?«

Zamorra hob die Schultern. »Um das herauszufinden, sind wir hier.«

***

Maurice d’Aragnan war ein Mann in den besten Jahren. Straffe Gestalt, noch volles dunkles Haar und ein offenes, freundliches Gesicht, das jetzt allerdings von Sorgen überschattet war.

Er hatte die Besucher herzlich willkommen geheißen und war sichtlich froh, dass sich jemand seiner Probleme annehmen wollte, denen sich weder er selbst noch all die landwirtschaftlichen Fachleute gewachsen fühlten, die er bisher konsultiert hatte.

Gastgeber und Gäste saßen in der Bibliothek bei einem kleinen Begrüßungsaperitif, als Zamorra den Comte mit seiner Fluchtheorie vertraut machte.

Alle waren begierig darauf, dem Rätsel auf die Spur zu kommen.

Bill hatte bisher sogar darauf verzichtet, den Hausherrn um die Erlaubnis zu fragen, in seinen Büchern wühlen zu dürfen. Das war mehr als bezeichnend.

»Hast du Feinde, Maurice?«, versuchte der Professor sofort, das Gespräch in die richtige Richtung zu lenken.

»Feinde?« Comte d'Aragnan betrachtete sinnend seine feinnervigen Finger, an denen mehrere schwerkalibrige Goldringe glitzerten.

»Nicht mehr als jeder durchschnittliche Gutsbesitzer. Es gibt immer Neider, die einem den Besitz missgönnen, Angestellte, die sich ungerecht behandelt fühlen, Geschäftspartner, von denen man sich nicht die Butter vom Brot nehmen lässt.«

»Hast du eine bestimmte Person im Auge?«, fragte Zamorra. »Jemanden, der es besonders auf dich abgesehen haben könnte?«

Der Graf brauchte nicht lange zu überlegen. »Nein, ganz und gar nicht«, antwortete er voll Überzeugung. »Ich wüsste niemanden, der solche Mühen auf sich nehmen würde, um mich mit aller Gewalt zu ruinieren.«

»Hm!«, machte Zamorra. Er dachte nach und fragte dann: »Wie sieht es mit dem Schloss aus? Oder mit der Familie? Vielleicht ein Fluch, der schon Generationen alt ist?«

D'Aragnan schüttelte den Kopf. »Bestimmt nicht. Ich kenne die Familienchronik. Nirgendwo ist etwas derartiges verzeichnet. Das Schloss gehört meiner Familie bereits seit jenen Tagen, als Terre d'Auvergne noch Herzogtum war. Ein Fluch aus der fernen Vergangenheit – ausgeschlossen!«

»Dann muss der Fluch neueren Datums sein«, sagte der Professor bestimmt. »Neuesten Datums, genauer gesagt. Eine andere Möglichkeit kommt nicht in Betracht.«

»Aber wer?«

»Ich weiß es nicht, Maurice, noch nicht! Eins ist mir jedoch ziemlich klar. Die Person, die darauf aus ist, dich zu verderben, muss ganz hier in der Nähe sein. Auf Château de Berri!«

Der Comte blickte den Freund mit großen Augen an. Auch Bill und Nicole waren ein bisschen über die Gewissheit überrascht, die aus seiner Stimme geklungen hatte.

»Woher willst du das so genau wissen?«, fragte d'Aragnan.

»Nimm an, ich hätte da so eine Ahnung«, antwortete Zamorra ausweichend. Er beabsichtigte nicht, den Freund in das Geheimnis seines Amuletts einzuweihen, das sich in diesen Augenblicken wieder auf seiner Brust bemerkbar machte.

Die Quelle des Bösen war nahe. Er spürte es überdeutlich!

»Sag mir eins, Maurice. Wer wohnt außer dir noch hier auf dem Schloss?«

»Du glaubst doch nicht…«

»Bitte, beantworte meine Frage. Wenn ich dir helfen soll, benötige ich möglichst lückenlose Informationen.«

Achselzuckend gab der Comte Auskunft: »Da sind Charles und Jacques, meine Söhne, und Françoise, meine Tochter. Dann das Hauspersonal, die Gouvernante, die ich nach dem Tode meiner Frau als Erzieherin hierher geholt habe, Rene Boilieu, der Gutsverwalter und seine Mitarbeiter… Château de Berri ist ein großer Besitz, wie du weißt. Es gibt viele Dinge, die besorgt werden müssen. Aber ich lege für alle meine Hand ins Feuer. Meine Kinder sind über jeden Verdacht erhaben, ganz davon abgesehen, dass sie noch viel zu jung sind. Und die Angestellten … Die meisten sind schon seit Jahren in meinen Diensten. Ich habe vollstes Vertrauen zu ihnen.«

Zamorra nickte. »In Ordnung, mein Freund. Wir werden ein paar Tage deine Gäste sein. Ich nehme an, dass ich dabei ausgiebig Gelegenheit finden werde, alle Bewohner von Château de Berri kennen zulernen. Und nun…« Er hob sein Glas. »Trinken wir darauf, dass wir Erfolg haben werden.«

Die anderen erwiderten den Trinkspruch.

***

Er fand sie noch am gleichen Tag.

Bevor er sie sah, spürte er sie. Sein Amulett war wie ein Wegweiser, wie ein Ariadnefaden, der ihn aus der Dunkelheit des Unwissens hinausführte.

Eine Reihe der Bewohner des Château de Berri hatte er bereits gesprochen, Familienmitglieder und Bedienstete. Und jedes Mal hatte er gewusst, dass sie nicht in Frage kamen. Das Amulett hatte geschwiegen, hatte keine Aura des Bösen angezeigt.

Jetzt jedoch…

Er war gerade die weitgeschwungene, mit Marmorstufen belegte Treppe hinaufgestiegen, die die große Eingangshalle des Hauptgebäudes mit dem ersten Stock verband, wo die Privaträume der Familie untergebracht waren. Auch die Zimmer, die der Comte ihm und seinen Freunden zugeteilt hatte, lagen hier. Auf dem Weg zu seinem eigenen Raum kam er an einer Tür vorbei, von der er wusste, dass sich hinter ihr das Zimmer Françoises versteckte, der

zwölfjährigen Tochter seines Freundes.

Das Amulett brannte wie Feuer, veranlasste ihn, abrupt stehen zubleiben.

Françoise?

Nein, er hatte mit dem Kind bereits eine Unterhaltung geführt.

Françoise war ein eigenwilliges Mädchen, ein bisschen zu vorwitzig für ihr Alter und sich des Reichtums ihrer Familie schon zu sehr bewusst, aber mit den Mächten des Bösen hatte sie sicherlich keinen Pakt abgeschlossen.

Zamorra blickte sich prüfend um. Niemand war in der Nähe, der ihn beobachten konnte. Er lockerte seine Krawatte, öffnete die obersten Knöpfe seines Hemdes und nahm das Amulett in die rechte Hand.

Es leuchtete wie ein Stern am Himmel – der Drudenfuß in der Mitte, die zwölf Tierkreiszeichen, die das Zeichen bandförmig umgaben, die geheimnisvollen vieldeutigen Symbole des äußeren Rings.

Mit einer schnellen Bewegung führte der Professor das Amulett an seine Stirn. Die Kraft seines Geistes wurde verstärkt, machte ihn empfänglicher für die Gehirnströmungen anderer. Es war nicht Telepathie – Gedankenlesen konnte er nicht. Wohl aber konnte er Stimmungen wahrnehmen… Empfindungen, Gefühle.

Das Kind war nicht allein in diesem Zimmer. Er nahm die Strömungen einer zweiten Person auf, einer Frau. Und diese Strömungen…

Entschlossen drückte er die Klinke der Tür nach unten. Vorher hatte er noch die Kette vom Hals genommen. Das Silberamulett ruht nun in seiner Hand, nicht sichtbar für Außenstehende.

An einem Tisch saßen zwei weibliche Wesen – Françoise und eine Frau, die er noch nicht kannte. Das Kind hatte einen Füllfederhalter in der Hand und schrieb etwas in ein Heft. Bücher lagen auf dem Tisch, die Zamorra als Lehr- und Schulbücher erkannte.

An Hand dieser Erkenntnis fiel es ihm nicht schwer, die Identität der Frau zu erraten. Es handelte sich ganz offensichtlich um die Erzieherin, die der Comte nach dem Tod seiner Frau für seine Kinder engagiert hatte.

Aufmerksam betrachtete er die Gouvernante. Sie war noch recht jung, um die dreißig etwa. Mit ihrer Figur hätte sie nicht unbedingt an einer Misswahl teilnehmen können, aber sie konnte sich dennoch durchaus sehen lassen. Sie hatte pechschwarzes Haar und ein Gesicht, das im landläufigen Sinne als hübsch galt. Nur eins verwischte den oberflächlichen Eindruck, hier eine Frau vor sich zu haben, wie es sie zu Millionen in aller Herren Länder gab: Die Augen!

Sie waren hell, so hell wie die Wasser eines klaren Bergsees, bei dem man bis auf den Grund blicken konnte.

Aber diese Augen ließen keinen Grund erkennen. Sie erschienen

abgrundtief bodenlos. Dem Professor war, als würde er förmlich in den Abgrund hineingezogen, tiefer und tiefer. Und wenn er den Grund auch nicht erkennen konnte, so wusste er doch, was dort lauerte.

Das Böse!

Es hätte nicht einmal der Warnsignale seines Amuletts bedurft, um dies zu erkennen.

Böser Blick! Ja, es gab Menschen, auf die dieser Ausdruck passte.

Einer von ihnen saß vor ihm.

Gewaltsam riss er sich von diesen bohrenden Augen los, deren hypnotische Kraft selbst ihm gefährlich werden konnte.

»Entschuldigung«, murmelte er. »Ich habe mich wohl in der Tür geirrt.«

Und dann verließ er das Zimmer wieder und drückte die Tür ins Schloss.

Sein Atem ging schwerer als gewöhnlich. Mit größter Wahrscheinlichkeit hatte er gefunden, was er suchte. Aber er hielt es zunächst einmal für angebracht, sich nähere Informationen über die Frau zu beschaffen. Schon immer war er der Ansicht gewesen, dass gut gerüstet halb gewonnen war. Auch in diesem Fall wollte er von dieser goldenen Regel nicht abgehen.

Wenig später hatte er mit seiner Suche nach dem Comte Erfolg. Er fand ihn im sogenannten Gelben Salon, der bei Gesellschaften auf dem Schloss als Rauchzimmer diente und allein dem männlichen Geschlecht vorbehalten war.

Diesmal konnte allerdings vom Ausschluss der holden Weiblichkeit keine Rede sein. D'Aragnan war nicht allein, sondern befand sich in charmanter Gesellschaft. Nicole war bei ihm.

Zamorra erinnerte sich. Maurice d'Aragnan war schon immer ein Schwerenöter gewesen, der jedem Rockzipfel nachjagte. Jetzt wollte er offenbar seinem Ruf gerecht werden und bemühte sich, die gute Nicole für sich einzunehmen. Die Art und Weise, in der er auf sie einplauderte, war jedenfalls deutlich genug. Der Professor lächelte dennoch. Er kannte Nicole genau. Sein alter Freund würde bei ihr keinen Blumentopf gewinnen, auch wenn er sich noch so sehr ins Zeug legte.

Die beiden saßen in eng beieinanderstehenden Clubsesseln und hatten seine Annäherung anscheinend noch nicht bemerkt.

Die dämpfende Wirkung des schweren Teppichs ausnutzend, trat Zamorra näher.

»Störe ich?«

D'Aragnan fuhr regelrecht zusammen.

»Mein Gott, hast du mich erschreckt«, beschwerte er sich.

Nicole lächelte nur und zwinkerte ihrem Chef mit den Augen zu.

Zamorra zog sich einen anderen Sessel heran und nahm ebenfalls

Platz. Er kam ziemlich schnell zur Sache.
»Maurice, erzähle mir etwas über die Gouvernante ja?«
»Über Fabienne?«
»Wenn sie so heißt…« Zamorra war nicht entgangen, dass er den Namen der Frau etwas eigentümlich aussprach.
»Was willst du wissen?«
»Alles«, antwortete Zamorra. »Herkunft, Referenzen, ihr Status hier auf dem Schloss.«
D'Aragnan nickte. »Fabienne Duquesne ist etwa seit zwei Jahren hier. Sie ist eigentlich Lehrerin und war vorher an einem Gymnasium in Clermont-Ferrand tätig, wo ich sie wegengagiert habe. Sie stammt aus bescheidenen, aber achtbaren Verhältnissen. Eine erstklassige Kraft. Meine Kinder hätten es nicht besser treffen können. Und außerdem…« Er verschluckte sich.
»Und außerdem?«
»Ach, nichts weiter«, wehrte der Comte ab.
Zamorras Augen verengten sich. »Maurice! Lass die Ausflüchte. Sonst hat das alles keinen Sinn.«
D'Aragnan wand sich wie ein Aal, warf einen unsicheren Blick auf Nicole und biss sich auf der Unterlippe herum.
»Also?«
Der Comte gab sich einen Ruck. »Na schön«, sagte er. »Sie hat sich nicht nur um meine Kinder gekümmert. Ich habe… sie ist …«
»… deine Geliebte!«, vervollständigte der Professor. »Richtig?«
D'Aragnan rieb sich imaginären Schweiß von der Stirn. »Richtig, ja! Aber das ist vorbei. War vielleicht ein Fehler von mir, das gebe ich zu. Aber versteh mich… Ein Witwer ist auch nur ein Mensch. Und Fabienne …«
»Du hast ihr also den Laufpass gegeben! Sehe ich das richtig?«
»Ja.«
Zamorra begann immer klarer zu sehen.
»Und wie hat sie es aufgenommen?«, wollte er noch wissen.
Der Comte zuckte die Achseln. »Welche Frau freut sich schon darüber? Ich weiß nicht, vielleicht hat sie sich irgendwelche Hoffnungen gemacht. Sah sich wohl schon als Herrin von Château de Berri. Als ich ihr dann klar gemacht habe, dass das nicht geht… Zuerst war sie ziemlich geknickt. Aber dann … Sie ist inzwischen längst darüber hinweg.«
Zamorra lachte unfroh auf. »Meinst du?«
»Sicher!«, antwortete der Freund im Brustton der Überzeugung.
»Ich fürchte, ich muss dir einen Teil deiner Illusionen rauben«, sagte der Professor seufzend. »Wenn mich nicht alles täuscht, trägt Fabienne Duquesne die Verantwortung dafür, dass deine Kornfelder und Weinberge verrotten. So, nun bist du wieder dran!«

***

Professor Zamorra überlegte gerade, auf welche Weise er der Verdächtigen am besten auf den Zahn fühlen konnte, als ihm die Entscheidung aus der Hand genommen wurde.

Fabienne Duquesne betrat den Gelben Salon, in dem er noch immer mit dem Comte und Nicole saß.

Zu seinem großen Ärger fiel d'Aragnan gleich mit der Tür ins Haus.

»Gut dass Sie kommen, Mademoiselle«, sagte er in aufgebrachtem Ton. »Das erspart mir die Mühe, Sie rufen zu lassen.«

»Monsieur?«

Zamorra fand es höchst lächerlich, dass die beiden sich gegenseitig mit derartig förmlichen Anreden bedachten. Anscheinend wollten sie krampfhaft jeden Anschein tilgen, dass sie sich einmal nähergestanden hatten. Und doch verriet die Art und Weise, in der sie sich ansahen, dem geschulten Beobachter mehr, als alle Worte vermochten.

»Setzen Sie sich, Mademoiselle«, forderte d'Aragnan seine ehemalige Geliebte auf.

Sie kam seinem Wunsch nicht sofort nach. »Eigentlich wollte ich nur um ein paar Tage Urlaub bitten«, sagte sie.

»Setzen Sie sich!« Der Comte sprach jetzt ganz energisch, jeden Widerstand von Anfang an ausschließend.

Die Gouvernante ließ sich in einem Sessel nieder. Ganz kurz zeigte sich auf ihren Zügen der Anflug eines Lächelns, das aber sofort wieder verschwand.

Wie sie so dasaß, die Hände leicht verkrampft auf die Sessellehnen gestützt, machte sie einen völlig harmlosen Eindruck. Selbst ihre unheimlichen Augen erschienen ganz normal, ließen nichts von den Abgründen ahnen, die hier lauerten.

Aber Zamorra ließ sich nicht täuschen. Sein Amulett reagierte mit der Empfindlichkeit eines Geigerzählers.

Die Frau verstand es hervorragend, sich zu verstellen. Ahnte sie bereits, dass er, Zamorra, dem Bösen in ihr auf der Spur war? Wusste sie es sogar? Verfügte sie ebenfalls über eine Art inneres Radarsystem, mit dem sie potentielle Widersacher orten konnte?

Wundern würde ihn das nicht. Die Mächte der Finsternis waren seit jeher in der Lage gewesen, Gefahren, die ihnen drohten, mit teuflischem Geschick entgegenzutreten.

»Mein Freund hier hat einen schwerwiegenden Verdacht gegen Sie geäußert, Mademoiselle«, sagte d'Aragnan. Und dann erzählte er ihr, was Zamorra vermutete.

Fabienne Duquesnes Gesicht wurde maskenhaft starr, entspannte sich aber sogleich wieder. Sie richtete ihre Augen auf den Professor.

Kalt glitzerten die Pupillen.

»Wie können Sie solche Behauptungen aufstellen, Monsieur?«

Nachdem der Comte die Katze ohnehin aus dem Sack gelassen hatte, brauchte sich Zamorra nicht mehr aufs Versteckspielen zu verlegen.

»Ich habe meine guten Gründe«, sagte er. »Und es wird Ihnen schwer fallen, diese zu widerlegen. Soll ich Ihnen sagen, was ich denke? Sie hassen den Comte d'Aragnan. Sie haben es nicht verwunden, dass er sie letzten Endes verschmäht hat. Rache! Das haben Sie sich geschworen. Jedes Mittel war Ihnen recht. Und so haben Sie sich bösen Mächten verschrieben, um Ihre Rachegelüste befriedigen zu können.«

Für einen Augenblick schien die Frau die Kontrolle über sich zu verlieren. Ihr Gesicht verzerrte sich, und ihre Augen traten beinahe aus den Höhlen. Aber dann hatte sie sich wieder in der Gewalt.

»Sie müssen verrückt sein, Monsieur«, sagte sie beinahe belustigt.

D'Aragnan fuhr hoch. »Ich verbitte mir diesen Ton meinem Freund gegenüber!«

Zamorra winkte ab. »Lass sie nur, Maurice. Wenn sie meinen Worten sonst nichts entgegenzusetzen hat…«

Fabienne Duquesne hatte nichts mehr entgegenzusetzen!

Da war ganz plötzlich ein Gedanke in Zamorras Bewusstsein, glasklar und unmissverständlich.

›Sybaoth, hilf mir!‹ Der Professor wusste, woher dieser Gedanke kam. Er stammte nicht von ihm, sondern von seiner Widersacherin.

Der Gedanke war so stark gewesen, dass er ihn kraft seines Amuletts wie ein gesprochenes Wort vernommen hatte.

Und noch ein Gedanke sprang ihn an.

›Möge seine Haut vertrocknen, sein Blut gerinnen und sein Herz stillstehen!‹ Wieder standen die Sätze sonnenklar in seinem Bewusstsein.

Sie waren nicht in einer Sprache formuliert worden, die aus Vokabeln und Grammatik bestand. Und doch verstand er sie, als würde er sie aus einem Buch lesen.

Plötzlich fuhr ihm das lähmende Entsetzen in die Glieder. Sein Körper fing an, verrückt zu spielen.

Da waren mörderische Stiche in der Brust, so als würde eine Faust versuchen, das Herz herauszureißen. In seinen Adern und Venen pochte es wie von Schmiedehämmern. Und da war ein Kribbeln auf der Haut, ein Ziehen und Brennen, als habe er ein Vollbad in Salzsäure genommen.

Die ganze Zeit über spürte er die zu Knopfgröße zusammengezogenen Augen Fabienne Duquesnes auf sich ruhen. Dolchspitzen, die sich in Haut und Mark bohrten.

Er wusste, dass er es nur dem Amulett zu verdanken hatte, dass sein Organismus dieser Attacke aus dem Nichts letzten Endes widerstehen konnte. Ohne seinen Schutz wäre er rettungslos verloren gewesen,

hätte er hier und jetzt seinen letzten Atemzug getan.
Sybaoth – wer war das?
Er kannte kein Wesen dieses Namens.
Ein Dämon? Wahrscheinlich. Die Zahl dieser unseligen Geschöpfe war groß.
Das Amulett hatte jetzt seine höchste Abwehrkraft erreicht. Er merkte deutlich, wie sich sein Körperhaushalt wieder normalisierte.
Die Schmerzen wurden schwächer und schwächer, ließen schließlich ganz nach.
Zamorra ging zum Gegenangriff über.
Er konzentrierte sich auf das Bewusstsein der Frau. Die Kraft aus dem Amulett floss in seine Gehirnströmungen. Erbittert schleuderte er sie der unheimlichen Gouvernante entgegen.
Einen Moment lang sah es so aus, als würde er Erfolg haben. Anwandlungen von Panik strömten auf ihn ein. Die Angst, die sie ausstrahlte, verspürte er beinahe körperlich.
Er setzte nach, versuchte, ihr Bewusstsein unter Kontrolle zu bringen.
Schweiß trat auf Fabienne Duquesnes Stirn. Ihre teuflischen Augen weiteten sich. Jetzt konnte er bis auf den Grund sehen. Dort war etwas. Ein roter Punkt, glühend, von unheiligem Feuer beseelt.
Der Punkt wuchs scheinbar über sich hinaus, schillerte wie eine Seifenblase.
Er erkannte ein Gesicht.
Einen Stierkopf!
Furchtbar anzusehen in seiner Wildheit und Grausamkeit.
Dann – von einem Sekundenbruchteil zum anderen – war nichts mehr.
Ihm war, als hätte sich eine unsichtbare Mauer zwischen ihm und der Frau aufgebaut, eine Mauer, die er nicht durchdringen konnte.
Seine Gehirnströmungen prallten ab wie Wassertropfen von einer Fensterscheibe.
Erst jetzt wurde sich Zamorra wieder bewusst, dass er nicht allein mit Fabienne Duquesne in diesem Zimmer war. Er hatte Nicole und d’Aragnan während des stummen Zweikampfs mit der Frau vollkommen vergessen.
Und wie es schien, hatten die beiden nicht das geringste von dem geistigen Duell mitbekommen. Der Comte sprach, als sei überhaupt nichts vorgefallen.
»… rate ich Ihnen, Mademoiselle, vernünftige Antworten auf vernünftige Frage zu geben. Haben wir uns verstanden?«
Fabienne Duquesne, auch auf den Professor jetzt wieder wie eine ganz normale Frau wirkend, spielte die Hilflosigkeit in Person.
»Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen, Monsieur«, gab sie beinahe kleinlaut zur Antwort.

»Sie sollen sich zu den gegen Sie vorgebrachten Vorwürfen äu- ßern«, sagte der Comte barsch. »Also – haben Sie etwas mit der unerklärlichen Dürre zu tun, die meine Ländereien befallen hat?«

Zamorra fuhr plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. Die Erzieherin verfügte über Kräfte, denen kein Normalsterblicher gewachsen war. Wenn sie gewollt hätte, wäre Maurice d'Aragnan längst ein toter Mann gewesen. Offensichtlich zog sie es vor, mit ihm zu spielen, bevor sie ihm den Gnadenstoß versetzte. Wenn sie sich nun entlarvt fühlte, nicht nur von ihm, Zamorra, sondern auch von dem Comte, mochte sie spontan beschließen, ihrem ehemaligen Geliebten sofort den Garaus zu machen. Das musste verhindert werden.

»Äh, Maurice…«, schaltete er sich ein, bevor sich die Gouvernante äußern konnte. »Es ist durchaus möglich, dass ich mich irre. Wahrscheinlich hat Mademoiselle Duquesne gar nichts mit deinem Unglück zu tun.«

Der Comte sah ihn sprachlos an. »Aber…«

»Irren ist menschlich«, fuhr der Professor fort. »Ich bin sicher, Mademoiselle Duquesne versteht, was ich meine.« Er blickte der Frau voll ins Gesicht.

Ein tückisch zu nennendes Lächeln glitt über deren Züge.

»Ich glaube ja, Monsieur«, lautete ihre Antwort.

Zamorra sagte: »Der Urlaub, von dem Sie gesprochen haben…«

Wieder dieses tückische Lächeln.

»Ich habe es mir doch anders überlegt«, entgegnete sie. »Wäre wohl nicht recht von mir, in dieser kritischen Situation das Schloss zu verlassen.«

Nur Zamorra verstand die Doppelsinnigkeit dieses Satzes.

»Ich bleibe hier«, fügte Fabienne Duquesne noch hinzu. »Darf ich mich dann jetzt zurückziehen?«

Der Professor gab d'Aragnan keine Gelegenheit etwas zu erwidern. An Stelle des Schlossherrn sagte er: »Aber natürlich, Mademoiselle.«

Immer noch mit diesem Lächeln um die Lippen stand die Frau auf und verließ den Salon.

Sie hatte Zamorras Herausforderung angenommen.

***

Nicole Duval hatte das seltsam verlaufende Wortgeplänkel zwischen ihrem Chef und dieser Fabienne anfänglich mit Überraschung hingenommen. Dann jedoch hatte sie nachgedacht. Sie kannte Zamorra gut genug, um zu wissen, dass er nichts ohne Grund tat. Sicherlich waren es handfeste Motive, die ihn bewegt hatten, die Frau urplötzlich von allem Verdacht reinzuwaschen.

Sie zweifelte keine Sekunde daran, dass Zamorra die Gouvernante nach wie vor für schuldig hielt. Und nachdem der Professor im

Anschluss an allerlei Ausflüchte dem Comte gegenüber den Gelben Salon verließ, heftete sie sich sofort an seine Fersen und sagte ihm auf den Kopf zu, was sie dachte.

Ihr kam er nicht mit Ausflüchten, gab sofort zu, dass sie richtig vermutet hatte. Während sie die in die Halle führende Treppe hinunterstiegen, erzählte er ihr von seinem geheimen Kampf mit der Erzieherin.

»Hast du nichts davon bemerkt, Nicole?«, fragte er zum Schluss.

Sie schüttelte langsam, fast zögernd den hübschen Kopf. »Eigentlich nicht«, sagte sie, »obwohl…«

»Ja?«

»Mir war zwischendurch etwas unbehaglich zumute. Irgendwie hatte ich den Eindruck, als wenn noch eine fünfte Person im Raum stand. Aber ich habe das natürlich für Einbildung gehalten.«

Zamorra nickte. »Du hast instinktiv gespürt, dass da plötzlich eine fremde Kraft war. Ich kenne dieses Gefühl.«

Sie hatten jetzt die Halle durchquert und gingen hinaus in den Schlossgarten. Die verdorrten Bäume und Sträucher wollten so gar nicht zu dem farbenprächtigen Sonnenschein passen, der die kommende Abenddämmerung ankündigte. Friedhofstimmung schlug ihnen von allen Seiten entgegen.

Was sie hier sahen, war das Werk Fabienne Duquesnes, das Werk eines menschlichen Teufels.

»Und jetzt?«, fragte Nicole. »Was willst du jetzt mit dem Weib machen?«

»Ich weiß noch nicht«, sagte Zamorra. »Manchmal bedauere ich, dass wir nicht mehr im Mittelalter leben. Damals war alles viel einfacher. Aber geh doch heute mal zu einem Gericht und erzähle den gestrengen Herrn, dass es da eine Frau gibt, die Felder verdorren lassen kann. Die lachen dich aus und verlangen Beweise.«

»Nun«, sagte Nicole gedehnt, »die heutige Gerichtsbarkeit hat sicherlich auch einige Vorteile.«

»Zweifellos. Nur… Aber was machen wir uns Gedanken. Das Weib hat mich als Gegner erkannt. Mit Sicherheit wird sie von sich aus etwas unternehmen. Ich werde auf der Hut sein. In der Zwischenzeit sollten wir versuchen, noch etwas herauszufinden. Bis vor kurzem war Fabienne Duquesne noch ein ganz normaler Mensch. Wenn wir feststellen könnten, wieso sie anders geworden ist, haben wir schon halb gewonnen.«

Schweigend gingen sie weiter durch den abgestorbenen Park.

Plötzlich verhielt der Professor seinen Schritt. Seine Hand fuhr zur Brust, wo das Amulett hing.

»Sie ist ganz in der Nähe«, flüsterte er.

Nicoles Herz schlug schneller. Wenn das Weib nun etwas vorhatte –

beispielsweise ein Attentat auf ihn? Der Gedanke versetzte ihr einen Stich. Ihm durfte ganz einfach nichts passieren.

Dann sahen sie die Gouvernante. Einer der beiden Söhne d'Aragnans, der vierzehnjährige Junge war bei ihr. Nicole atmete auf.

Wenn der Junge dabei war, drohte wohl keine unmittelbare Gefahr.

Auf einmal hatte sie eine Idee.

»Chef?«

»Ja?«

»Tu mir einen Gefallen. Sag ›*Alte Schlampe*‹ zu mir. Aber so laut und deutlich, dass Fabienne es hören kann.«

Zamorra blinzelte verständnislos.

»Was versprichst du dir davon?«

»Und anschließend«, fuhr Nicole fort, »haust du mir dann noch eine runter. Ideal wäre, wenn es dabei so richtig schön klatscht.«

»Nicole bist du nicht ganz bei Trost?«

Das Mädchen wurde ungeduldig. Dort kam eine Wegbiegung. Die Gouvernante würde gleich außer Reichweite sein.

»Hast du noch nie etwas von der Solidarität der Frauen gehört? Fabienne mag mit dem Bösen im Bunde sein. Aber sie ist und bleibt eine Frau. Nun mach schon!«

Der Professor zuckte mit den Schultern. »Ich weiß zwar immer noch nicht genau, auf was du hinauswillst, aber wenn du meinst… Nur eins noch: Sei vorsichtig. Das Weib ist brandgefährlich.« Und seine Stimme erhebend fügte er hinzu: »Du … Du Schlampe! Du dumme Gans!«

Gleichzeitig holte er aus und versetzte Nicole eine Ohrfeige. Sie spürte den Schlag kaum, obgleich es knallte, als habe er ihr die Backenknochen zerschmettert. Dass er blitzschnell die linke Hand zu Hilfe genommen hatte, die den Schlag auffing, konnte wirklich niemand erkennen.

Nicole stieß einen lauten Schmerzensschrei aus.

»Du… du Rohling! Gemeiner Kerl!« Und ganz leise sagte sie:

»Und nun mach, dass du wegkommst.«

Sie selbst kehrte dem Professor den Rücken und eilte mit schnellen Schritten auf eine Bank zu, die am Wegesrand stand. Ein lautes Schluchzen vortäuschend ließ sie sich auf der Bank nieder.

Zamorra schenkte ihr keine weitere Beachtung, dreht sich brüsk um und ging in entgegengesetzter Richtung davon.

Nicole schluchzte weiter aus voller Seele. Wer sie nicht kannte, musste zwangsläufig annehmen, dass ihr Herz im Begriff war, in den nächsten Sekunden zu brechen.

Ihr Manöver hatte einen durchschlagenden Erfolg zu verzeichnen.

Fabienne Duquesne, die sich der Bank zusammen mit ihrem Zögling näherte, war aufmerksam geworden, Nicole erkannte aus den Augenwinkeln, dass sie ein paar Worte mit Jacques d'Aragnan

wechselte.

Der Junge nickte und ging, nicht ohne einen scheuen Seitenblick auf sie zu werfen, an ihrer Bank vorbei.

Die Gouvernante hingegen blieb vor ihr stehen.

»Haben Sie Kummer, Mademoiselle?«, fragte sie.

***

Nicole Duval war richtig stolz auf sich.

Fabienne Duquesne war auf ihren Trick reingefallen, hatte sich neben ihr auf der Bank niedergelassen und war voll weiblichem Mitgefühl.

Nicole brachte es sogar fertig, ein paar Tränen hervorzuquetschen.

»Sie glauben ja gar nicht, was dieser Mann für ein Rohling ist«, sagte sie mit erstickter Stimme. »Ich… hasse ihn! Wenn ich doch nur könnte, wie ich wollte. Ich würde ihn … würde ihn …« Sie ließ ihre Stimme abbrechen und in einem perfekten Weinkrampf untergehen.

»Beruhigen Sie sich doch«, sagte die Gouvernante begütigend.

»Männer sind es gar nicht wert, dass man sich ihretwegen Gedanken macht.«

»Ich hasse ihn!«, wiederholte Nicole. »Am liebsten möchte ich ihn… möchte ich ihn …«

Der Körper Fabienne Duquesnes straffte sich plötzlich. Ein harter Zug trat in ihr Gesicht.

»Meinen Sie das wörtlich, Mademoiselle?« fragte sie.

Nicole nickte wild entschlossen. »Ich könnte ihn umbringen, ohne mit der Wimper zu zucken«, erklärte sie.

»Nun…« Die Gouvernante sah sie nicht an. Ihre Blicke saugten sich an einem Rosenstrauch fest, dessen gekringelte Blätter ein erbarmungswürdiges Bild abgaben. »Wenn Sie wirklich meinen, was Sie da sagen … Ich könnte Ihnen vielleicht helfen.«

»Wirklich?« Nicole Duval war ganz gespannte Erwartung.

»Haben Sie heute Nacht ein bisschen Zeit?«, erkundigte sich die Frau.

Nicole nickte entschlossen.

***

Ganz wohl fühlte sich Nicole nicht.

Sie hatte sich mit Fabienne Duquesne verabredet. An der Bank, an der sie sich am frühen Abend ›menschlich‹ nähergekommen waren.

Sie hatte keine Ahnung, was die Gouvernante vorhatte. Eins stand jedenfalls für sie fest: Die Gouvernante hatte ihr abgenommen, dass sie einen wilden Hass auf Zamorra verspürte und begierig darauf war, es ihm fürchterlich heimzuzahlen. Und die Frau war bereit, ihren Rachegelüsten dienlich zu sein.

Nicoles Überlegungen waren glasklar. Wenn sie Glück hatte, würde Fabienne ihr einige von den höllischen Tricks verraten, mit denen es ihr gelungen war, ihrem eigenen ehemaligen Liebhaber das Leben

schwer zu machen.
Natürlich hatte sie Zamorra nichts von dem geplanten Rendezvous mit der Erzieherin erzählt. Sie war drauf und dran gewesen, wenigstens Bill Fleming einzuweihen, hatte dann aber auch diese Überlegung fallengelassen. Bill war in gewisser Weise ein Klatschmaul. Mit Bestimmtheit würde er schnellstens dem Professor reinen Wein einschenken.
Aber das wollte sie nicht. Sie zweifelte nicht daran, dass Zamorra ihrem Vorhaben Steine in den Weg legen würde.
›Viel zu gefährlich!‹ Das oder etwas ähnliches würde er sagen.
Nicole hatte jedoch Selbstvertrauen genug, um mit etwaigen Gefahren allein fertig zu werden.
Sie hatte sich nicht die Mühe gemacht, sich auszuziehen. Voll angekleidet lag sie auf dem Bett ihres Zimmers.
Es herrschte Ruhe im Schloss. Alle hatten sich längst zur nächtlichen Ruhe zurückgezogen – ständige Bewohner und Gäste gleichermaßen.
Nicole warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. Eine halbe Stunde nach Mitternacht. Es wurde langsam Zeit für sie. Ein Uhr! Das war der Zeitpunkt, an dem sie sich mit der Gouvernante treffen wollte.
Sie erhob sich und tastete nach der Nachttischlampe. Dann griff sie nach den Schuhen und schlüpfte hinein. Sie ging zum Fenster und blickte nach draußen.
Vollmond!
War diese Mondphase nicht besonders geisterträchtig?
Das ungute Gefühl in ihrer Brust verstärkte sich. Fabienne Duquesne stand mit bösen Mächten im Bunde. Wenn sie nun darauf aus war, ihr etwas anzutun?
Quatsch, sagte sie zu sich selbst. Die Frau sah in ihr eine Verbündete. Es gab eine enge Verbindung zwischen ihnen. Hass auf die Männer! Enttäuschte, verschmähte Liebe! Sie waren Seelenverwandte, und Fabienne wollte ihr helfen.
Nicole griff nach ihrer Handtasche und ging lautlos zur Tür. Sie kehrte noch einmal um und holte aus dem Kleiderschrank ein kleines Jäckchen, das sie überstreifte. Die Nacht war kühl, und sie wollte keine Erkältung riskieren.
Dann öffnete sie die Zimmertür und trat hinaus in den Korridor.
Niemand war zu sehen. Leise zog sie die Tür ins Schloss und ging zur Treppe. Unten in der Halle brannte ein riesiger Kronleuchter, versorgte diesen Teil von Château de Berri mit ausreichendem Licht.
Sie schritt die Treppe hinab, durchquerte die Halle und öffnete die schwere Eichentür, die hinaus in den Schlosspark führte.
Die Nacht umfing sie. Es war in der Tat ein wenig kühl. Ein leichter Wind wehte, der aber nicht einmal unangenehm war.
Noch einmal zögerte Nicole. Letzte Gelegenheit zum Umkehren.

Da war ein leichtes Ziehen in der Herzgegend…

Nicole schalt sich eine Närrin. Was sollte schon passieren? Sie konnte höchstens etwas lernen, das war alles.

Sie schob alle Bedenken energisch beiseite, schloss die Portaltür hinter sich und marschierte ohne zu zögern in den Park hinein.

Es war gespenstisch. Das bleiche Gesicht des Mondes, das zwischen den kahlen Ästen und Zweigen der toten Flora hindurchlugte.

Vergilbte Blätter, die hier und dort vom Wind hochgewirbelt wurden. Ansonsten völlige Lautlosigkeit. Kein Nachtvogel ließ seinen Ruf ertönen, kein Nagetier raschelte im Gebüsch.

Nicole unterdrückte ein Schaudern und ging weiter. Dieser abgestorbene Garten machte schon am Tag einen abstoßenden Eindruck.

In der Nacht jedoch verwandelte er sich in die Kulisse eines Alptraums.

Nicole brauchte gar nicht bis zu der Bank zu gehen, an der sie sich mit der Gouvernante treffen wollte. Fabienne Duquesne war bereits da, kam ihr entgegen.

Die Frau trug ein langes, strenggeschnittenes Kleid, das sich eng an ihren Körper anlegte. Die Farbe des Kleides war rot, und zwar von einer solchen Intensität, dass selbst in der nächtlichen Dunkelheit ein Leuchten festgestellt werden konnte.

Einen auffälligen Kontrast bildete die bleiche Gesichtsfarbe der Erzieherin. Die Totenähnlichkeit des Gesichts wurde nur durch die glashellen Augen aufgelockert, in denen sich die Strahlen des Mondlichts spiegelten.

»Schön, dass Sie gekommen sind, Mademoiselle«, wurde Nicole begrüßt. »Sie werden es sicherlich nicht bereuen.«

»Und was… was passiert jetzt?« Nicole hatte einige Mühe, den Kloß zu verdrängen, der in ihrer Kehle saß.

»Geduld, liebe Freundin, Geduld!«, antwortete Fabienne. »Bitte folgen Sie mir!«

»Wo gehen wir hin?«, fragte Nicole.

Die Gouvernante beantwortete diese Frage nicht, machte nur eine einladende Handbewegung und schritt voran – weiter in den Park hinein.

Mit gemischten Gefühlen folgte Nicole. Irgendwie hatte sie plötzlich das Gefühl, etwas Schrecklichem entgegenzugehen. Aber noch war sie nicht bereit, das Unternehmen abzublasen. Ihre Neugier und der Wunsch, Zamorra zu helfen, waren stärker als die Furcht, die in ihrem Innersten hoch kroch.

Dennoch – der Park, der ihr immer mehr wie ein verwunschenes Märchenland vorkam, zerrte furchtbar an ihren Nerven.

Sie war ungemein froh, als sie merkte, dass das Ziel offenbar

außerhalb des Gartens lag. Nach ein paar Minuten standen sie vor einer eisernen Pforte, bei der es sich um einen rückwärtigen Parkeingang handelte. Jenseits des brusthohen Jägerzauns erkannte sie das Asphaltband eines befahrbaren Weges.

Fabienne Duquesne holte einen Schlüssel hervor und öffnete die Pforte. Das Quietschen der Scharniere wirkte in seiner Natürlichkeit beinahe beruhigend auf Nicole.

Sie traten auf den Weg hinaus. Ein paar Schritte weiter stand ein Citroën. Keine schwere Limousine, sondern eins jener kleinen, wendigen Fahrzeuge, die der Volksmund ›Ente‹ getauft hatte.

Die Gouvernante ging auf den Wagen zu, öffnete die Beifahrertür.

»Bitte sehr, Mademoiselle!«

»Fahren wir weg? Wohin?«

»Nicht weit«, antwortete Fabienne. »Bitte, steigen Sie ein.«

Nicole kam der Aufforderung nach. Ihre Begleiterin ging um das Auto herum und nahm Platz auf dem Fahrersitz.

Sie fuhr sofort los, machte jedoch keine Anstalten, die Scheinwerfer einzuschalten.

Nicole nahm an, dass diese Unterlassung auf Vergesslichkeit beruhte, und streckte die Hand nach dem Lichtschalter aus. Die Gouvernante hinderte sie jedoch daran, ihn zu betätigen.

»Lassen Sie das, Mademoiselle. Es ist vorteilhafter für uns, wenn uns niemand sieht.«

Achselzuckend lehnte sich Nicole zurück. Sie war beunruhigt, riss sich aber zusammen. Es war wohl besser, der Frau gegenüber keine Schwäche zu zeigen.

Die Fahrt ging ein ganzes Stück den befestigten Weg entlang. In der Ferne sah Nicole Lichter. Duffy, das nahegelegene Dorf.

Fabienne Duquesne fuhr jedoch nicht in Richtung der Ortschaft.

Sie bog nach rechts ab. Bald war der Lichtschein nur noch Erinnerung.

Nicole fragte sich, wie die Gouvernante es fertig brachte, sich zu orientieren. Vollmond hin, Vollmond her – es war dunkel. Die Umgebung war nur in schwachen Umrissen zu erkennen. Und doch fuhr die Frau, als würde sie einer Leuchtspur folgen.

Nicole merkte, dass sie das Asphaltband inzwischen verlassen hatten. Der Citroën schaukelte und rumpelte, dass es eine wahre Unfreude war. Der Untergrund war uneben. Nicole zweifelte stark daran, dass es sich überhaupt noch um einen Weg handelte. Sie hatte den Eindruck, dass es einfach querfeldein ging.

Sie äußerte ihre Bedenken, aber Fabienne beruhigte sie.

»Machen Sie sich keine Gedanken, Mademoiselle. Wir sind auf dem richtigen Weg.«

Draußen huschten die Konturen von Bäumen vorbei. Sie schienen

ziemlich dicht zu stehen.

Befanden sie sich in einem Wald? Es sah beinahe so aus.

Das Gelände stieg an, verhältnismäßig steil sogar. Nicole konnte das an dem Druck ermessen, mit dem sie gegen die Rückenlehne gepresst wurde.

Schließlich ging es nicht mehr weiter. Fabienne Duquesne stellte den Motor ab und zog die Handbremse an.

»Sind wir da?«, fragte Nicole.

»Noch nicht ganz. Noch ein kleines Stückchen zu Fuß und dann…«

»Und dann?«

»Sie werden sehen, Mademoiselle!«

Der Ton, in dem dieser Satz geäußert wurde, gefiel Nicole ganz und gar nicht. Da war ein leiser Triumph gewesen, Triumph verbunden mit… Schadenfreude. Sie glaubte nicht, dass sie sich geirrt hatte.

Wieder spielte sie mit dem Gedanken, dieses Unternehmen vorzeitig abzubrechen. Sie hatte sich hier auf etwas eingelassen, dessen Konsequenzen sie nicht abschätzen konnte. Fabienne Duquesne führte irgendetwas Finsteres im Schilde. Hier in diesem einsamen, dunklen Waldstück…

Die Erzieherin hatte das Fahrzeug bereits verlassen. Wenn sie sich jetzt ganz einfach auf den Fahrersitz schwang, den Zündschlüssel herumdrehte…

Die Tür an ihrer Seite wurde von außen geöffnet.

»Kommen Sie, Mademoiselle!«

Etwas eigentümlich Zwingendes schwang in dieser Aufforderung mit.

Nicole stieg ebenfalls aus.

Nadelwald ringsum, düster und drohend. Die Bäume standen so dicht, dass das Mondlicht kaum Lücken fand. Nur der Nachtwind säuselte in den Wipfeln.

»Gehen wir!«, sagte Fabienne Duquesne.

Scheinbar ziellos wanden sie sich zwischen den Bäumen hindurch.

Moos und Waldgräser dämpften ihre Schritte. Es ging weiter bergan. Viel weiter, als Nicole gedacht hatte.

Langsam wurden die Bäume weniger zahlreich und verloren an Mächtigkeit.

Der Boden veränderte seinen Waldcharakter. Hier und dort zeigte sich bereits nacktes Felsgestein. Die Vegetationsgrenze näherte sich.

Jetzt, wo die Mondstrahlen Zugang fanden, wurde es heller. Aber dieser Umstand trug kaum dazu bei, dass sich Nicole wohler fühlte.

Sie bedauerte immer mehr, sich auf dieses dubiose Abenteuer eingelassen zu haben. Sie kannte Fabienne Duquesne nicht, wusste nur, dass die Frau unter dem Einfluss böser Mächte stand. Und wenn sie auch immer noch nicht den Eindruck hatte, dass ihr die Gouvernante feindlich gesinnt war, so konnte sie ihre Situation doch

nur als sehr bedenklich ansehen.

Was würde passieren? Eine böse Ahnung erfüllte sie.

Schließlich lag der Wald ganz hinter ihnen. Die noch wachsenden Latschenkiefern konnten nur noch als Knieholz bezeichnet werden, nicht mehr als Bäume im eigentlichen Sinn.

Fabienne Duquesne ging ein paar Schritte vor Nicole her. Sie erkannte erst jetzt richtig, dass die Frau etwas in der Hand trug. Es sah aus wie eine Hutschachtel oder ein Violinkasten.

Dann blieb die Gouvernante stehen und setzte den Behälter ab.

Wie suchend ging ihr Blick zum Nachthimmel.

»Sind wir da?«, fragte Nicole wieder.

»Ja, wir sind da!«

Fabienne lächelte – ein zufriedenes, ja tückisches Lächeln.

Nicole hatte Angst, furchtbare Angst. Mit aller Gewalt musste sie um ihre Beherrschung ringen.

»Und… und jetzt?«

Die Gouvernante beugte sich über den dunkeln Behälter, öffnete ihn und holte etwas heraus.

»Hier, nehmen Sie das«, sagte sie und trat auf Nicole zu. »Es ist unerlässlich für Sie!«

Nicole stieß einen spitzen Schrei aus und fuhr zurück.

Die Gouvernante hielt einen Kopf in der Hand!

Nicole brauchte ein paar Sekunden um festzustellen, dass es sich nur um eine Maske handelte. Aber auch so war der Anblick durchaus dazu angetan, ihr kalte Schauer den Rücken hinunterzujagen.

Die Maske war entsetzlich. Halb menschliches Gesicht, halb Vampir-Fledermaus. Eine Mixtur des Grauens, die umso erschreckender wirkte, als sie ungemein echt aussah. Nicole hätte sich nicht gewundert, wenn sich das blutsaugende Maul geöffnet hätte, um giftigen Geifer auszuspeien.

»Nun nehmen Sie schon«, drängte Fabienne Duquesne ungeduldig.

Mit leicht zitternden Fingern nahm Nicole das grässliche Ding entgegen.

Die Gouvernante bückte sich ein zweites Mal. Diesmal entnahm sie dem Behälter eine andere Maske, einen dämonisch wirkenden Stierschädel. Und noch etwas hatte sie hervorgeholt: Einen langen Stab, von dem Nicole nicht erkennen konnte, ob er aus Holz oder aus Metall war. Undeutlich war jedoch zu sehen, dass der Stab über und über mit irgendwelchen Schnitzereien oder Bemalungen bedeckt war. Fremdartige Symbole und Zeichen.

Nicole wollte gerade ein paar drängende Fragen stellen, kam aber nicht mehr dazu.

Da war plötzlich ein Rauschen in der Luft. Als würde Gas aus einem Druckbehälter entweichen.

Und dann glaubte Nicole ihren Augen nicht trauen zu dürfen.

Dicht neben ihr stand auf einmal eine dritte Gestalt – wie aus dem Boden gewachsen oder… aus dem Nichts kommend materialisiert.

Ein Mensch? Ja, wahrscheinlich. Eine Frau, die ebenfalls eine Maske trug. Einen widerlich anzuschauenden Krötenkopf mit übergroßen Augen und borkiger, rissiger Haut.

Nicole hatte sich kaum von ihrer Überraschung erholt, als sich das eigentümliche ›Plop-Geräusch‹ wiederholte. Einmal, zweimal!

Zwei weitere Gestalten waren wie herbeigezaubert auf der Bildfläche erschienen.

Auch sie trugen Stäbe in der Hand wie Fabienne Duquesne und das Weib mit dem Krötenkopf. Und sie trugen gleichfalls Masken – die Fratze einer Hyäne und einer züngelnden Eidechse.

»Darf ich Ihnen meine Freundinnen vorstellen, Mademoiselle?«, hörte sie die Stimme der Gouvernante.

Die Frau hatte inzwischen die Stiermaske aufgesetzt.

»Wir alle freuen uns, Sie in unserem Kreis aufnehmen zu dürfen!«

Nicole schluckte. Ihr Herz klopfte bis zum Zerspringen.

»Welchen… welchen Kreis?« stammelte sie.

»In den Kreis der Dienerinnen der Hölle«, sagte Fabienne Duquesne.

***

Professor Zamorra verfügte normalerweise über einen gesunden Schlaf. In dieser Nacht jedoch wälzte er sich unruhig in den Kissen umher. Immer wieder schreckte er aus kurzen traumlosen Schlafperioden hoch.

War es die Gewissheit, mit den Mächten des Bösen unter einem Dach zu schlafen? Sicherlich, das trug wohl dazu bei, war aber bestimmt nicht die einzige Ursache. Er hatte sich längst daran gewöhnt, mit dem Bösen zu leben und war schon unter weitaus bedrohlicheren Umständen ins Reich der Träume eingekehrt. Dies konnte er umso unbesorgter tun, als er ganz genau wusste, dass ihn sein Amulett bei akuter Gefahr warnen würde.

Aber das Amulett blieb stumm in dieser Nacht.

Zu stumm!

Er fuhr plötzlich hoch und blickte auf seine Brust. Das Amulett leuchtete nicht. Nicht einmal schwach.

Er verstand das nicht ganz. Wenigstens ein Schimmer hätte zu erkennen sein müssen, der Fabienne Duquesnes Gegenwart innerhalb der Schlossmauern anzeigte.

Wenn sie gegenwärtig war!

Die Ungewissheit bohrte in ihm wie ein Stachel. Er hatte ein hochentwickeltes Gespür für Dinge, die nicht so waren, wie sie sein sollten. Eine Art sechsten Sinn sozusagen. Und dieser sechste Sinn

sagte ihm, dass irgendetwas nicht stimmte.
Er sprang aus dem Bett und kleidete sich gedankenschnell an.
Wenig später stand er im Flur und ging geräuschlos in jenen Teil von Château de Berri hinüber, in dem die Bedienstetenzimmer lagen. Er hatte sich am Abend nach der Lage des Zimmers der Gouvernante erkundigt und hatte jetzt keine Schwierigkeiten, es auf Anhieb zu finden.
Abwartend blieb er vor der Tür stehen, nahm das Amulett in die Hand und führte es an die Stirn.
Nichts! Keine Wärmeentwicklung, kein Leuchten.
»Hm!«
Sekundenlang stand er unschlüssig da. Dann legte er die Hand auf die Klinke und drückte sie vorsichtig nach unten.
Abgeschlossen!
Er zweifelte jetzt nicht mehr daran, dass das Weib einen kleinen Ausflug unternommen hatte. Die Frage war nur, wohin.
Einen Augenblick spielte er mit dem Gedanken, gewaltsam in das Zimmer einzudringen. Aber er ließ diese Überlegung wieder fallen.
Es würde bestimmt nicht viel nützen, sondern nur das Misstrauen der Duquesne weiterhin anstacheln. Gedankenvoll ging er zurück zu seinem Zimmer. Auf dem Weg kam er auch an Nicoles Raum vorbei.
Einer plötzlichen Eingebung folgend machte er halt und legte ein Ohr ans Schlüsselloch.
Er runzelte die Stirn. Keine Atemzüge.
Entschlossen machte er auch hier den Klinkentest.
Die Tür war auf, und Zamorra trat ein.
Er brauchte nicht lange, um festzustellen, dass Nicole nicht anwesend war.
Und noch weniger Zeit brauchte er, um gewisse Zusammenhänge zu erahnen. Nicole hatte sich am späten Nachmittag bemüht, sich in das Vertrauen der Gouvernante einzuschleichen.
Wenn ihn nicht alles täuschte, war ihr dies verdammt gut gelungen.
Zu gut für seinen Geschmack.

***

Die plötzliche Erkenntnis, eine nicht wiedergutzumachende Dummheit begangen zu haben, ließ Nicoles Herz schneller schlagen.
Fabienne Duquesne hatte das alles bis ins Kleinste geplant und arrangiert. Und sie war wie eine dumme Gans in die Falle gelaufen.
Es gab jetzt für sie nur noch eins: Versuchen, der Falle zu entkommen.
Sie vertrödelte keine weitere Zeit, warf angeekelt die Fledermausmaske auf die Erde und drehte sich auf dem Absatz um. Dann rannte sie so schnell sie konnte den Abhang hinunter, dorthin,

wo sie hoffte, im Schutz der Bäume untertauchen zu können.
Sie kam nicht weit.
In ihrem Rücken ertönte ein Ruf in einer Sprache, die sie nicht kannte. Dann geschah es.
Plötzlich wuchsen rotglühende Flammen vor ihr aus der Erde, hatten sie sofort eingekreist. Feuerzungen drangen auf sie ein, krochen wie glühende Schlangen über den Boden, züngelten gierigen Klauen gleich an ihr hoch.
Zu Tode erschrocken blieb Nicole stehen, wich zurück, versuchte den Fluten des Feuermeers zu entgehen. Die Flammen folgten ihr unerbittlich, wabernd und lohend.
Sie wurde zurückgetrieben zu den dämonisch maskierten Frauen.
Als sie wieder in ihrer Mitte stand, stieß das Weib mit dem Eidechsenkopf einen erneuten Kehllaut aus. Von einer Sekunde zur anderen erloschen die Flammen, als seien sie von einem riesigen schwarzen Tuch erstickt worden.
Schweratmend starrte Nicole ihre Widersacherinnen an.
Dienerinnen der Hölle!
Man konnte es auch umgekehrt sehen. Sie schienen die Macht zu haben, sich das Höllenfeuer selbst Untertan zu machen.
»Nicht doch, Kindchen«, hörte sie die Stimme Fabienne Duquesnes. »Du willst doch nicht etwa weglaufen?«
»Was… was wollt ihr von mir?«, fragte Nicole mit unsicherer Stimme.
»Aber das weißt du doch, Kindchen. Wir wollen dir helfen. War es nicht deine Absicht, deinem Geliebten eine Lektion zu erteilen? So soll es sein! Du wirst mächtig sein, mächtig sein wie er. Und du wirst Erfolg haben. Mir konnte er trotzen. Aber dir… Er wird ahnungslos und ohne Argwohn sein. Und so wirst du gleichzeitig auch mein Werk tun.«
Nicole wurde blitzartig manches klar. Duquesne hatte sich keineswegs aus weiblicher Solidarität um sie bemüht. Sie wollte sie zu einem Werkzeug machen, um das zu verrichten, was sie selbst nicht vermochte: Zamorra zu verderben!
Und ihre Spekulation war völlig richtig. Der Chef würde ihr, Nicole, nicht misstrauen.
Nicole brauchte nicht lange zu fragen, wie es die maskierten Frauen bewerkstelligen wollten, sie auf ihre Seite zu ziehen.
»Zuerst einmal aber musst du die Braut Astabaals werden«, sagte Fabienne Duquesne. »Er wird dir die Kraft geben, so wie mir Sybaoth die Kraft gegeben hat.«
»Astabaal?«
»Astabaal! Der Vampir-Dämon! Der Herr des fließenden Blutes!«
Mit Schaudern dachte Nicole an die verfluchte Maske, die ihr das

Weib übergeben hatte. Vampir-Dämon! Entsprach diese Fledermaus-Mensch-Maske der Wesensart des Unholds?

»Hebe das Antlitz des zukünftigen Herrn auf und schmücke dich damit!«, wurde sie von der Gouvernante aufgefordert.

Nicole wollte zuerst Widerstand leisten, kam aber schnell von dieser Absicht ab. Sie spürte einen brennenden Schmerz in ihrem rechten Arm, so als würde ein glühendes Messer Haut und Knochen durchbohren.

Sie beeilte sich, dem Befehl nachzukommen, bückte sich, hob die Maske auf, die sie vorhin zu Boden geschleudert hatte, und stülpte sie sich über den Kopf.

Sie fühlte sich wie in einem oben zugebundenen Sack. Das Material, aus dem die Maske gefertigt worden war, roch steril und war kalt wie Eis. Durch zwei Augenschlitze konnte sie ihre unseligen Gefährtinnen sehen. Sie wirkten grotesk. Aber keine einzige Sekunde kam Nicole auf den Gedanken, diesen Mummenschanz mit einer Karnevalsszene zu verwechseln. Hier war nichts von der Heiterkeit der Fastnacht. Tödlicher Ernst prägte die Atmosphäre.

Mit ständig wachsender Besorgnis beobachtete sie, was weiter geschah.

Eine der Gestalten, die Frau mit dem Hyänenschädel, zog mit ihrem Stab Linien in das von kahlen Felsstellen unterbrochene Erdreich. Nicole konnte bei den herrschenden Lichtverhältnissen das Muster nicht genau erkennen, glaubte jedoch, ein sternartiges Gebilde ausmachen zu können. Während ihrer Tätigkeit murmelte die Frau fortwährend etwas vor sich hin, das sich wie eine monotone Beschwörungsformel anhörte. Die anderen Dienerinnen sahen ihr dabei unbeweglich dastehend und schweigend zu.

Als die Hyänenköpfige fertig war, kam auch wieder Bewegung in die anderen. Sie stellten sich an anscheinend genau festgelegten Punkten der gezeichneten Figur auf. Nicole wurde angewiesen, ebenfalls eine ganz bestimmte Position einzunehmen.

Wieder versuchte sie, Widerstand zu leisten. Ihr war klar, dass hier irgendein Ritual stattfinden sollte, über dessen Zweck sie sich noch keine Vorstellung machen konnte. Sie zweifelte aber nicht daran, dass alles auf einen fürchterlichen Höhepunkt zusteuerte.

Braut des Astabaal – Herr des fließenden Blutes!

Nein, sie verspürte keinerlei Neigung, in diese Rolle zu schlüpfen.

Erneut unternahm sie einen Fluchtversuch. Unter Umständen war es sogar besser, von Flammen verzehrt zu werden, als hier eine Art Opferlamm zu spielen.

Diesmal endete ihre Flucht noch schneller als vorhin. Und es waren nicht feurige Zungen, die sie aufhielten.

Sie hatte noch keine fünf Schritte zurückgelegt, als sie spürte, wie

ihre Beine ihr den Dienst verweigerten. Die Muskeln waren wie gelähmt, verkrampften sich nur und sandten ungeahnte Schmerzwellen in jede Faser ihres Körpers.

Gequält schrie Nicole auf.

Schließlich ließ die unerträgliche Pein nach. Sie spürte, wie Leben in ihre Beine zurückkehrte. Im gleichen Augenblick wusste sie auch, dass sie keinen weiteren Versuch unternehmen würde, dem Schicksal zu entgehen. Sie hatte gegen diese Dienerinnen der Finsternis keine Chance.

Willenlos kehrte sie an den Platz zurück, den man ihr zugewiesen hatte. Dann folgte sie dem Beispiel der anderen und kauerte mit gekreuzten Unterschenkeln nieder.

Die Position war unangenehm. Anfänglich hatte sie sogar Mühe, das Gleichgewicht zu bewahren, aber je weiter die Zeremonie ihren Fortgang nahm, desto unempfindlicher wurde sie für die Mühsale, die ihre Glieder erleiden mussten.

Sie fiel in eine Art Trance. Die Konfiguration der maskierten Gestalten, deren fest integrierter Bestandteil sie war, barg keine Geheimnisse mehr. Jede Frau bildete die Spitze einer magischen Figur, eines zauberträchtigen Pentagramms. Unsichtbare Funken schienen von Spitze zu Spitze zu springen, schienen ein Band zu knüpfen, das keine Macht der Welt zerreißen konnte.

Aber nicht nur untereinander entstand eine Verbindung. Die mit normalen Augen nicht sichtbaren Funken, angetrieben von einem atonalen Singsang der vier Dienerinnen, sprangen über in eine Ebene, die nicht im Diesseits lag. Kontakt zu einer anderen Welt wurde hergestellt.

Eine Brücke entstand, die zum Überqueren des Abgrunds zwischen den Welten einlud.

Und *Er* nahm die Einladung an.

Er kam.

Astabaal!

Da war plötzlich ein Brausen in der Luft und schwoll zur Orkanstärke an. Die Nachtluft wurde kalt wie flüssiges Helium. Reif überzog die Zweige der Föhren. Der Frost klirrte wie Glas.

Vom Gipfel des Hügels näherte sich, gewaltige Schwingen schlagend, im Sturzflug eine dunkle, riesige Gestalt.

Der Herr des fließenden Blutes!

Wahnsinn drohte Nicole zu übermannen, als der Unhold unmittelbar vor ihr landete.

Sie schloss die Augen, konnte den entsetzlichen Anblick kaum ertragen. Nur vage Eindrücke fanden Eingang in ihr Bewusstsein.

Fledermausflügel… lederhäutiger Torso … blutunterlaufene, aber leere Augen und pfeilspitze Reißzähne … der süßfaule Geruch von

Blut und Moder …

Dann spürte sie klauenartige Hände auf ihrem Körper.

Ein gnädiges Schicksal ließ sie das Bewusstsein verlieren.

***

In dieser Nacht ging Professor Zamorra nicht mehr zu Bett. Unruhe und Sorge nagten an ihm.

Nicole! Wieder einmal trat ihm ganz klar vor Augen, wie viel ihm das Mädchen bedeutete. Wenn ihr etwas passiert war… Er würde diesen Weibsteufel, diese Fabienne Duquesne, jagen bis ans Ende der Welt. Und wenn es sein musste auch darüber hinaus.

Was ihm am meisten an die Nieren ging, war die absolute Tatenlosigkeit, zu der er verurteilt war. Er hatte keinerlei Ansatzpunkt, wo er einhaken konnte. So blieb ihm nichts anderes übrig als zu warten und darauf zu hoffen, dass Nicole zurückkehrte.

Wann? Woher? Er wusste es nicht. Sein Wissen reichte nicht einmal aus, um Spekulationen anzustellen.

Er konnte nicht allein bleiben mit seiner Unrast, und so weckte er Bill Fleming auf.

Der Freund reagierte anfänglich ein bisschen ungnädig. Als er aber hörte, was los war, vergaß er seinen Ärger über die gestörte Nachtruhe auf der Stelle. Im Handumdrehen war er hellwach. Auch ihn hielt es nicht mehr im Bett. Wenig später war er voll angekleidet und bereit, die Welt aus den Angeln zu heben – wenn er gewusst hätte, wo er den Hebel ansetzen sollte.

»Eins steht jedenfalls fest«, sagte er und stellte damit seine praktische Ader unter Beweis. »Hier in meinem Zimmer wird weder Nicole noch dieses Weibsstück auftauchen. Was wollen wir also noch hier? Gehen wir nach draußen, meinetwegen in den Schlossgarten. Vielleicht kommen uns an der frischen Luft ein paar Gedanken.«

Zamorra war einverstanden. Nicht weil er glaubte, dass ihm im Freien tatsächlich mehr einfallen würde. Er tat es, um der bedrückend wirkenden Enge geschlossener Räume zu entgehen.

Aber der Schlosspark wirkte eher noch deprimierender. Überall waren die Spuren des Verfalls zu sehen. Zamorra, ansonsten ein Mensch, der es verstand, seine Gefühle unter Kontrolle zu halten, entwickelte einen echten Hass auf die Gouvernante.

Mehr als eine Stunde verging. Die Freunde gingen ziellos unter verdorrten Bäumen und neben verkümmerten Blumenbeeten einher.

Es war inzwischen halb vier morgens geworden. Die nächtliche Ruhe überlagerte alles. Nichts war zu sehen oder zu hören außer ihren eigenen Schritten, die auf den Kieswegen knirschten.

Sie waren gerade im rückwärtigen Teil des Gartens, als sie jenseits der Schlossgrenze, die durch einen Jägerzaun markiert wurde,

schließlich doch etwas hörten.
Motorengeräusch!
Dort näherte sich ein Auto, langsam und offenbar mit stark gedrosseltem Motor fahrend.
Zamorra und Bill tauschten einen schnellen Blick. Sie verstanden sich ohne Worte. Blitzschnell huschten sie hinter eine Buche, deren mächtiger Stamm ausreichenden Sichtschutz bot. Vorsichtig lugten sie dahinter hervor.
Die Scheinwerfer des Wagens brannten nicht, aber im Mondlicht war doch zu erkennen, dass es sich um einen Kleinwagen handelte.
Citroën oder Renault wahrscheinlich.
Wer oder wie viele Personen im Auto saßen, ließ sich nicht ermitteln.
Der Kleinwagen kam noch näher heran. Der Fahrer schlug das Steuer ein, ließ das Fahrzeug längs des Jägerzauns zum Stillstand kommen.
Die Motorengeräusche verklangen.
In gespannter Erwartung kauerten der Professor und Bill Fleming hinter der Buche. Gleich würden sie wissen, wer sich in dem Fahrzeug befand. Beide hofften von ganzem Herzen, dass es Nicole war – allein oder auch in Gesellschaft der Duquesne.
Zamorra war sich sicher, dass zumindest die Gouvernante aussteigen würde. Sein Amulett arbeitete wie ein Seismograph, registrierte die Ausstrahlungen des Bösen, das in dieser Frau lauerte.
Zu ihrer großen Überraschung tat sich nichts. Niemand machte Anstalten, das Fahrzeug zu verlassen.
»Nun kommt schon«, flüsterte Bill lockend und beschwörend zugleich.
Die Türen des Autos blieben weiterhin geschlossen.
Stirnrunzelnd konzentrierte sich Zamorra auf seine Brust. Die Wärmeabgabe des Amuletts hatte nachgelassen, war verschwindend gering geworden.
Hatte das Weib eine Möglichkeit gefunden, die Wirkungsweise des Amuletts zu beschneiden?
»Verstehst du das?«, fragte Bill leise. »Ob man uns gesehen hat?«
»Weiß nicht«, gab der Professor wortkarg zurück. Sie warteten noch rund fünf Minuten, ohne dass sich an der Situation auch nur das geringste änderte. Der Wagen stand da wie zum Parken abgestellt. Und die Insassen schienen beschlossen zu haben, im Fahrzeug zu nächtigen.
»Die pennen wohl!«, drückte Bill diese Möglichkeit in Worten aus.
»Vielleicht sollten wir sie aufwecken.«
Er ließ der Ankündigung sofort die Tat folgen, bückte sich und hob ein Holzstück auf, das unter dem Baum lag. Er reckte den Arm und schleuderte das Holz in Richtung des Kleinwagens.
Bill hatte gut gezielt. Das Wurfgeschoss prallte gegen die

Frontscheibe und fiel dann auf die Kühlerhaube.
Eine Reaktion erfolgte nicht.
»Das gibt es doch nicht«, maulte der Historiker. »Was ist – sehen wir endlich selber nach?«
Zamorra nickte.
Mit ein paar schnellen Schritten waren sie am Zaun. Rasch schwangen sie sich über das Holzgatter und sprangen unmittelbar vor dem Wagen wieder auf den Boden. Dann starrten sie durch die Frontscheibe ins Innere.
Das Auto war leer!
Bill fuhr sich über die Augen. »Sag mal, sehen wir vielleicht schlecht? Brauchen wir etwa eine Brille?«
Der Professor schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht«, antwortete er. »Feststeht, dass sich kein Mensch in diesem Auto befindet und dass es auch niemand verlassen hat. Ebenso steht fest, dass Autos nicht von selbst fahren. Aber es sieht ganz so aus, als ob diese Ente hier genau das getan hat.«
Er tastete nach dem Türgriff und stellte fest, dass sich die Tür öffnen ließ. Hart riss er den Schlag auf.
Der Citroën war und blieb leer.
Zamorra schaltete die Innenbeleuchtung an.
Da lag etwas im Handschuhfach. Papiere.
Fahrzeugpapiere.
Er brauchte nur ein paar Sekunden, um den Fahrzeughalter zu ermitteln. Der Wagen gehörte Fabienne Duquesne.
Der Professor dachte nach. Besaß das Weib die Fähigkeit sich unsichtbar zu machen? War es ihr gelungen, unter einer Art Tarnkappe den Wagen zu verlassen?
Irgendwie konnte das nicht stimmen, denn in diesem Fall hätte sich vorher eine Autotür öffnen müssen. Dies aber war nicht geschehen.
Für den Augenblick vergaß der Professor, weiter über dieses Mysterium nachzudenken. Seine Aufmerksamkeit wurde abgelenkt.
Auf der Fußmatte unterhalb des Beifahrersitzes lag etwas.
Eine beinahe kunstvoll geformte Haarspange.
Zamorra kannte sie.
Nicole pflegte sie dann und wann zu benutzen.

***

Als Nicole Duval wieder zu sich kam, wusste sie zuerst überhaupt nicht, was los war.
Nur langsam kehrten die Erinnerungen zurück.
Da waren die teuflisch maskierten Weiber gewesen, das unheimliche Ritual und dann…
Der Dämon!

Der Gedanke an ihn ließ sie schreckhaft zusammenzucken.

Was war geschehen? Er hatte sie gepackt, der Boden war ihr unter den Füßen weggesunken, eisiger Nachtwind hatte ihren Körper gepeitscht. Dann musste sie ohnmächtig geworden sein.

Und nun?

Sie nahm die Fledermausmaske ab, die sie noch immer trug und blickte sich gehetzt um. Sie war allein. Astabaal, der Herr des fließenden Blutes, hatte sich entfernt.

Sie machte sich mit ihrer Umgebung vertraut. Es fiel ihr unendlich schwer, sich zu orientieren, denn all das, was um sie herum war, konnte nicht mit normalen Maßstäben gemessen werden.

Es gab keine festen Formen, keine Fixpunkte, an die sich das Auge klammern konnte. Die Konturen veränderten sich fortwährend, verschwammen, lösten sich auf, wurden neugeboren. Ähnlich war es mit den Farben. Giftiges Gelb machte blutigem Rot Platz. Dies wurde wiederum abgelöst von düsterem Violett oder abgrundtiefem Schwarz. Und immer wieder wurden diese Farbschattierungen, die der Skala des gewohnten Spektrums nur schwer zuzuordnen waren, von einem blendenden Weiß überlappt und ausgelöscht.

Herkömmliche Raumvorstellungen existierten nicht. Die Örtlichkeit, an der sie sich befand, erschien Nicole einmal als seitlich eingedrücktes Oval, dann wieder als Karree oder als perfekter Oktaeder von geometrischer Klarheit.

Sie schloss die Augen, um diesem schwindelerregenden Farbenund Formenterror zu entgehen. Aber auch ohne optisches Wahrnehmungsvermögen ließ der Taumel der unterschiedlichsten Eindrücke sie keine Sekunde los.

Sie lag auf irgendeinem Untergrund, der sich mal daunenweich, mal diamanthart anfühlte. Jetzt schienen klebrige Saugnäpfe an ihr zu ziehen, kurz danach war ihr, als würde sich eine Stahlfeder spannen, um sie im nächsten Augenblick in die Unendlichkeit zu schleudern. Dann hatte sie das Gefühl des Schwebens, von keiner Schwerkraft gebunden, losgelöst von allem Materiellen, um sich anschließend so schwer zu fühlen wie die Masse des gesamten Universums.

Und auch der Geruchssinn wurde von ebenso widersprüchlichen Einströmungen irregeführt. Schwefel, Vanille, Schwaden brennender Säuren, Bratenduft, Leichengift, Jasmin und Karbid.

Nicole gab es schließlich auf, sich zurechtzufinden. Wenn es hier feste Regeln gab, sie kannte sie nicht, würde wahrscheinlich niemals in der Lage sein, sie zu begreifen.

Abwarten – das war alles, was sie tun konnte. Irgendwann würde etwas passieren. Der Dämon hatte sie sicherlich nicht verschleppt.

Diese Vermutung bestätigte sich bald.

Urplötzlich kam das verwirrende Farbenspiel zum Stillstand,

erstarrten alle Formen.

Eine dunkle, riesige Gestalt verurteilte alles andere zu bedeutungslosen Nebensächlichkeiten.

Astabaal war zu ihr zurückgekehrt.

***

»Sie war hier«, sagte Zamorra und hob beweisführend die Haarspange hoch in die Luft.

Bill verstand sofort. »Verdammt! Wenn ihr diese Fabienne etwas angetan hat… Ich breche ihr sämtliche Knochen.«

»Erst musst du sie mal haben«, stellte der Professor nüchtern fest.

Ein nachdenklicher Zug trat in sein Gesicht. Er schien regelrecht in sich hineinzuhorchen, den Eindruck hatte Bill jedenfalls.

»Wenn ich mich nicht allzu sehr irre«, sagte Zamorra und tippte auf seine Brust, wo das Amulett hing, »dann kann sie nicht allzu weit sein. Wahrscheinlich irgendwo auf dem Schlossgelände. Vielleicht sogar wieder in ihrem Zimmer.«

»Und wie soll sie da hingekommen sein? Hast du dafür eine Erklärung?«

»Nicht unbedingt eine die dich überzeugt«, antwortete Zamorra, der die Skepsis des Amerikaners übernatürlichen Dingen gegenüber nur zu gut kannte. »Nehmen wir einfach an, sie hat sich irgendwelcher teuflischen Künste bedient.«

Einen Gegenbeweis konnte Bill nicht erbringen. »Na schön«, sagte er brummend. »Warum gehen wir dann nicht und sehen nach? Aus dieser Ente schlüpfen höchstens Küken, aber keine Fabienne.«

Sie kehrten durch den Park zum Schlossgebäude zurück.

»Und jetzt?«, fragte Bill, als sie wieder vor dem schweren Eichenportal standen.

Zamorra griff nach dem Amulett. Es strahlte tatsächlich intensiver als am anderen Ende des Gartens. Er zweifelte jetzt nicht mehr daran, dass sich die Gouvernante wirklich im Haus befand. Und die Wahrscheinlichkeit, dass sie sich in ihrem eigenen Raum aufhielt, war sehr groß geworden.

Noch etwas anderes war jedoch ebenso wahrscheinlich. Es würde ihnen nicht gelingen, sich unbemerkt der Frau zu nähern, da diese ebenfalls über irgendein Warnsystem zu verfügen schien. Überraschungseffekte schieden also aus. Blieb demnach nur der offizielle Weg. Höflich an die Tür klopfen und abwarten, wie Duquesne reagierte.

Der Professor unterrichtete Bill von seiner Ansicht, und da dieser keine bessere Alternative anbieten konnte, begaben sie sich in den Bedienstetenflügel und blieben vor Fabienne Duquesnes Zimmertür stehen. Vorher hatten sie noch ergebnislos Nicoles Raum einen kurzen

Besuch abgestattet.
Zamorra zog erneut sein Amulett heran. Wenn es ein Geigerzähler gewesen wäre, hätte es laut und vernehmlich getickt.
»Warum kommen wir?«, fragte Bill. »Um der Dame ein nächtliches Ständchen zu bringen?«
»Wir brauchen keine Begründungen«, antwortete Zamorra schroff.
»Nicoles Verschwinden ist Veranlassung genug.«
Auf die Abwehrkräfte seines Amuletts vertrauend, klopfte er energisch gegen die Tür.
»Mademoiselle, machen Sie auf!«
Überraschenderweise bekamen sie sofort Antwort.
»Kommen Sie herein! Die Tür ist nicht verschlossen.«
Da war unüberhörbare Heiterkeit in der Stimme der Gouvernante.
Zamorra und Bill ließen sich nicht zweimal bitten und traten ein.
Fabienne saß aufgerichtet im Bett.
Sie trug ein spitzenbesetztes, himmelblaues Neglige, das ihre wohlgeformte Brust nur mangelhaft verdeckte. Im Lichtschein der angeknipsten Nachttischlampe hätte sie sehr reizvoll gewirkt, wenn nicht dieser höhnische Ausdruck gewesen wäre, der ihr schmales Gesicht beinahe teuflisch erscheinen ließ.
»Oh, gleich zwei Verehrer«, girrte sie. »Und so stürmisch…«
Zamorra war jederzeit auf einen geistigen Angriff von ihrer Seite vorbereitet. Aber noch blieb dieser aus. Aus diesem Grund hielt auch er es für angebracht, vorerst keinen Gebrauch von seinem Amulett zu machen.
»Wo ist Nicole Duval?«, fragte er scharf.
Fabienne kicherte. »Aber nicht doch«, sagte sie. »Wer wird denn bei so einer Gelegenheit von anderen Frauen sprechen.« Sie räkelte sich lasziv. »Gefalle ich Ihnen denn nicht?«
Zamorras Lippen wurden zu einem schmalen Strich. »Lassen wir diese Ablenkungsmanöver. Sie wissen genau, warum wir hier sind. Also noch einmal: wo ist Nicole Duval?«
»Bin ich der Hüter Ihrer Freundin? Aber warten Sie mal… Vielleicht kann ich Ihnen doch helfen. Haben Sie schon mal bei den Stallknechten nachgesehen?«
Zamorra musste schwer an sich halten, um sich nicht blindlings auf das unverschämte Weib zu werfen. Bills Beherrschung hing an einem dünneren Faden. Drohend ging er auf das Bett zu.
»Sie… Sie …«
»Nicht, Bill!«, sagte Zamorra.
Der Freund konnte nicht genau wissen, in welche Gefahr er sich begab, wenn er die Frau herausforderte.
Um Beherrschung ringend verhielt der Historiker seinen Schritt.
Fabienne Duquesne hatte das kleine Geplänkel mit sichtlichem

Wohlgefallen verfolgt. Sie schien sich ungemein sicher zu fühlen.

Der Professor griff in die Tasche und holte Nicoles Haarspange hervor.

»Kennen Sie das?«

»Eine Haarspange? Nein.«

»Das habe ich gerade in Ihrem Citroën gefunden. Was haben Sie dazu zu sagen?«

Eine Sekunde schien die Gouvernante unsicher. Dann hatte sie sich wieder gefangen.

»Ach ja, doch! Ich erinnere mich. Ich habe sehr leichtes Haar, wissen Sie. Und bei diesem Wind… Ihre Freundin war so liebenswürdig, mir eine ihrer Spangen zur Verfügung zu stellen und …«

»Schon gut!«, unterbrach Zamorra. Er hatte jetzt ganz klar erkannt, dass sie auf diese Weise niemals weiterkommen würden. Es mussten andere Saiten aufgezogen werden, selbst wenn diese fatale Folgen zeitigen sollten. Sie waren es Nicole schuldig, gewisse Risiken auf sich zu nehmen.

Ehe Fabienne Duquesne überhaupt begriff, was geschah, stand er mit einem gewaltigen Satz neben ihrem Bett.

›Sybaoth!‹ gellte ein lautloser Hilfeschrei in seinem Bewusstsein.

Aber der Hilferuf kam zu spät. Zamorra hatte bereits ausgeholt und schmetterte der Frau seine geballte Faust gegen die Schläfe.

Fabienne Duquesne verlor sofort das Bewusstsein und damit momentan auch die Fähigkeit, sich finsterer Machtmittel zu bedienen.

Manchmal war ein ganz normaler Fausthieb zur rechten Zeit mehr wert als das ganze Arsenal der Hölle.

»Bill!«

Der Amerikaner trat an seine Seite und blickte auf die Ohnmächtige hinab. »Alle Achtung«, sagte er. »Das war ein sauberer Schlag für einen älteren Herrn.«

Zamorra ging auf den Scherz nicht weiter ein.

»Es widerstrebt mir zwar, Frauen zu schlagen«, meinte er. »Aber in diesem Fall muss man wohl eine andere Elle anlegen. Bill, wenn du den Eindruck hast, dass sie wieder zu sich kommt…«

»… schlage ich sofort wieder zu.«

Zamorra nickte. »Genau das wollte ich gesagt haben.«

Dann machte er sich an eine eingehende Untersuchung des Zimmers. Vielleicht fand er irgend etwas, das Hinweise auf den Verbleib Nicoles geben konnte.

Er fand nichts dergleichen.

Aber er fand etwas anderes. Einen schwarzen Lederbehälter, der wie ein Tenniskoffer aussah. Das Ding erregte seine besondere Aufmerksamkeit, da das Amulett wie Feuer brannte, als er nichtsahnend seine Hand danach ausstreckte.

Gespannt öffnete er den Verschluss.
Zwei nicht alltägliche Gegenstände lagen darin. Das eine war eine Vollmaske, die einen unheimlich wirkenden Stierkopf darstellte.
Stierkopf!
Er erinnerte sich deutlich daran, am Nachmittag in den Augen der Gouvernante stecknadelkopfgroß und rotglühend das Zerrbild einer solchen Fratze erkannt zu haben.
War dies ein Bildnis des Dämonen Sybaoth?
Gedankenvoll legte er die Maske aus der Hand. Sie schien reinen Symbolwert zu besitzen. Sein Amulett sprach nicht an, und so konnte er davon ausgehen, dass keine höllischen Kräfte in dem Gegenstand schlummerten.
Ganz anders verhielt es sich jedoch mit dem zweiten Ding, das er in dem Koffer fand.
Es war ein länglicher, daumendicker Stab aus einer Metall-Legierung, die er auf den ersten Blick nicht identifizieren konnte. Runen und Hieroglyphen waren rundum eingegraben. Einige dieser Zeichen kannte Zamorra. Es handelte sich ausschließlich um Symbole der Finsternis. Er wunderte sich jetzt nicht mehr, dass sein Amulett hochaktiv wurde.
Leicht zögernd streckte er die Hand nach dem Stab aus.
Die Berührung war wie ein Schock.
Feuer fuhr in all seine Glieder. Blitze zuckten durch den Raum.
Ausgangsquelle des Feuer- und Lichtspektakels war nicht der geheimnisvolle Stab, sondern das Amulett. Die positiven Kräfte, die in ihm ruhten, ergriffen Abwehrmaßnahmen.
Zamorra ließ den Stab schnell wieder los.
»Was machst du denn da?«, fragte Bill erstaunt. »Ein kleines Feuerwerk?«
Zamorra erklärte den Sachverhalt so wie er ihn sah.
Neugierig geworden verließ der Amerikaner seine Bettkantenposition. Den besorgten Blick Zamorras richtig deutend, sagte er: »Keine Sorge! Die Jungfrau schläft noch tief und fest.«
Dann betrachtete er abschätzend den Stab.
»Meinst du, ich könnte es wagen, ihn anzufassen?«
»Glaube schon«, antwortete der Professor. »Du hast ja kein Amulett.«
Beherzt griff Bill Fleming in den Koffer und umklammerte den Stab.
Nichts geschah.
Bill grinste. Fraglos ein bisschen erleichtert.
»Harmlos wie eine Wünschelrute«, stellte er fest.
Seine Augenbrauen fuhren in die Höhe. »Wünschelrute? Wunschrute! Vielleicht ist das ein Zauberstab. Soll ich mir irgendetwas wünschen?«
»Sei vorsichtig!«, warnte Professor Zamorra. »Mit den Mächten der Finsternis ist nicht zu spaßen.«

»Du bist ein ewiger Pessimist«, wehrte Bill ab. Grüblerisch blickte er an die Decke. »Was sollen wir uns denn mal wünschen?«, murmelte er vor sich hin. »Ah ja, ich hab’s! Ich wünsche mir das Tagebuch Napoleons.«

Nichts.

»Zu kompliziert?«, führte Bill sein Selbstgespräch fort. »Okay, nehmen wir etwas Einfacheres. Ich will, dass Charles Bronson hier im Zimmer erscheint.«

Wiederum nichts.

»Immer noch zu kompliziert? Schön! Ich wünsche mir eine Kiste mit Gold!«

Und immer noch geschah nichts.

»Blödes Ding!«, schimpfte Bill und machte Anstalten, den Stab in eine Ecke zu werfen. »Ach, fahr doch zur Hölle!«

›Plop!‹ machte es.

Dann war Bill Fleming verschwunden.

***

Der Anblick des Dämons war so entsetzlich, dass Nicole automatisch wieder die Augen schloss. Aber das nutzte ihr wenig. Das Bildnis Astabaals drängte sich auch ohne Reizung der Sehnerven in ihr Wahrnehmungszentrum – erschreckend, mit fotografischer Überdeutlichkeit.

Worte fanden auf dem gleichen Wege Eingang in ihr Bewusstsein, Worte, die der Dämon ohne zu sprechen an sie richtete.

»Sei gegrüßt, Braut!«

Braut!

Braut dieses Ungeheuers. Der bloße Gedanke ließ den Brechreiz in Nicoles Kehle aufsteigen.

»Deine Freundinnen haben gut gewählt. Ich bin zufrieden. Mein Hochzeitsgeschenk wird großartig sein. Gewaltige Kräfte werde ich dir verleihen. Immer werde ich an deiner Seite sein. Du sollst die mächtigste Dienerin auf Erden sein.«

»Nein!«, schrie Nicole.

»Nein?«

»Nein! Nein! Nein! Ich will nicht die Mächtigste auf Erden sein. Ich will zurück! Zurück, verstehst du?«

Verständnislosigkeit schlug Nicole mit der Wucht eines Schmiedehammers entgegen.

»Ich bin nicht freiwillig hier!«, brach es aus Nicole hervor. »Man hat mich in eine Falle gelockt, hat mich gezwungen…«

»Du hast an der Zeremonie des fünfstrahligen Sterns teilgenommen!«, donnerte der Dämon. »Es war dein Wunsch, dein eigener Entschluss, Dienerin und Braut der Herren der Dimensionen zu werden.«

»Eben nicht! Das ganze ist ein furchtbarer Irrtum. Man hat mir deine Maske übergestülpt, hat mich mit Feuer bedroht, hat meine Füße gelähmt. Noch einmal: Ich bin nicht freiwillig hier! Ich will zurück. Bitte, lass mich zurück!«

»Zurück?«

Gelächter explodierte in Nicoles Bewusstsein.

»Wer einmal Einkehr gehalten hat ins Zwischenreich der Herren der Dimensionen, ist ihm auf ewig verfallen!«

Einen kurzen Augenblick war Nicoles Geist frei von den fremden Gedanken. Dann kehrten sie umso eindringlicher zurück.

Sie hatten eine neue Ausdrucksform angenommen, schleimig, widerlich, obszön.

»Du bist wie eine Feuerblume und erfüllst mein Wesen mit Wohlgefallen. Ja, du gefällst mir!«

Obgleich sie immer noch die Augen geschlossen hielt, spürte Nicole ganz deutlich, dass sich der Dämon ihr näherte. Entsetzt schnellten ihre Lider nach oben.

Da war er.

Unmittelbar vor ihr!

Seine klauenartigen Hände zuckten vor, rissen ihr die Kleider vom Leib, die sie trug, seitdem sie in der Nacht ihr Zimmer auf Château de Berri verlassen hatte.

»Ja, du gefällst mir«, wiederholte der Herr des fließenden Blutes.

Nicole Duval war kein prüdes Mädchen. Aber jetzt, nackt vor diesem Unhold, schämte sie sich bis in den Grund ihrer Seele. Obwohl er sie nicht weiter berührte, fühlte sie sich besudelt, beschmutzt, geschändet.

Astabaal blieben ihre Gefühle offenbar nicht verborgen.

Wellen des Zorns schlugen über ihr zusammen.

»Du wirst noch stolz darauf sein, Braut des Herrn des fließenden Blutes zu werden, Dienerin! Bald! Bald wird unsere Hochzeit sein!«

Nicole merkte, dass er verschwunden war. Tief seufzte sie. Sie war unendlich dankbar dafür, wieder allein zu sein. Mochte der Ort, an dem sie sich hier befand, auch noch so beängstigend sein. Ohne die Gegenwart des Fledermaus-Dämons erschien er ihr beinahe als Paradies.

Sie blieb nicht lange allein.

Plötzlich waren sie da.

Drei, vier Gestalten. Junge Frauen, nackt und gut gewachsen.

Dies war der flüchtige Eindruck, den sie auf den ersten Blick gewann. Beim zweiten Blick aber erkannte sie, dass es sich nicht um normale Mädchen handelte, wie man sie an einem x-beliebigen FKK-Strand an der Cote d’Azur treffen konnte.

Die Frauen waren nur menschenähnlich, nicht menschlich. Ihre

Ohren erschienen übergroß, verjüngten sich nach oben hin. Die Augen hingegen waren winzig, nur noch rudimentär vorhanden. Spitze Eckzähne zeigten sich in den Mundwinkeln.

»Wer seid ihr?«, fragte Nicole nervös.

Die Antwort kam wiederum nicht in Worten, sondern in Gedanken, die Nicole sofort verstand. Eins musste man diesem Reich hier lassen: Verständigungsschwierigkeiten gab es nicht.

»Wir sind das, was du auch dereinst sein wirst«, wurde ihr bedeutet.

»Das verstehe ich nicht.«

»Wenn deine Zeit auf Erden abgelaufen ist und du ganz heimkommst zu deinem und unserem Herrn, um ihm zu dienen, wirst du eine von uns sein.«

Nicole wurde ganz schlecht bei dieser Vorstellung. Auf ewig diesem Dämon ausgeliefert zu sein, nicht einmal durch den Tod diesem schrecklichen Schicksal entgehen zu können. Konnte es etwas Schlimmeres geben?

Jede dieser Frauen war ein Exemplar der Gattung Sukkubus – weibliche Buhlteufel, Dienerinnen und Lustgespielinnen der Dämonen.

Nicole wurde schnell klar, was die auf ewig verdammten Weiber von ihr wollten. Sie sollte zur Hochzeit mit Astabaal vorbereitet werden.

Und so geschah es.

Sie wurde gebadet, in einer Flüssigkeit, die ihr einmal vorkam wie flüssiger Teer, dann wieder wie Milch. Ihre Haut wurde mit Essenzen besprüht, die hier wohl als Parfüm galten. Das Aroma schien gleichzeitig aus einem Blumengarten und aus einer Abdeckerei zu kommen. Schmuck wurde ihr umgehängt – eine Kette, die anscheinend aus kristallisierten Blutstropfen bestand. Zum Schluss steckte man sie in ein Gewand, dessen schillernde, fließende Farben den Regenbogen grau erscheinen ließen. Das Gewand war wie eine zweite Haut, machte auf sie den Eindruck, als sei es von schleimigem, kriechendem Eigenleben erfüllt.

Dann sah es so aus, als sei der entsetzliche Augenblick der Vermählung mit dem Dämonen gekommen.

Astabaal erschien und vertrieb mit einer herrischen Geste seine Geschöpfe.

Nicoles Verzweiflung war tief. Sie wusste, dass es keinen Zweck hatte, sich jetzt noch irgendwelchen Illusionen hinzugeben. Die Sukkubus hatten sie genau ins Bild gesetzt. Wenn die Hochzeit mit dem Herrn des fließenden Blutes einmal vollzogen war, konnte nichts mehr sie retten. Die böse Kraft des Dämons würde in ihre Seele fahren und sie für immer an ihn ketten. Sie würde eine Dienerin des Bösen sein wie Fabienne Duquesne. Und nach ihrem Tod auf Erden – eine Sukkubus. Auf ewig.

Plötzlich jedoch, als die Gedanken des Fledermausköpfigen auf sie

einströmten, wurde ihr klar, dass ihr doch noch eine Galgenfrist blieb.

Eine Galgenfrist, nach deren Ablauf allerdings noch Entsetzlicheres auf sie wartete, als sie bisher angenommen hatte.

Die geistigen Strömungen Astabaals waren begleitet von Enttäuschung und Unzufriedenheit, als er ihr mitteilte:

»Du wirst nicht mein sein, denn einer, der mächtiger ist als ich, begehrt dich.«

Nicole brauchte keine Fragen zu stellen. Das Bildnis dieses anderen Mächtigen erschien plastisch vor ihren Augen.

Es war der Satan selbst, der sie begehrte.

***

Zamorra starrte verblüfft auf die Stelle, wo Bill noch soeben gestanden hatte.

Was war passiert?

Er kam aus dem Staunen nicht heraus, denn Sekunden später tauchte der Freund wieder auf.

Der Professor ließ den Gedanken an eine Sinnestäuschung sofort wieder fallen, als er Bills Gesicht sah. Der Freund war verschwunden gewesen. Man konnte ihm den Schock noch an der Nasenspitze ablesen.

»He«, sagte Zamorra. »Wie machst du denn das?«

Bill Fleming blickte zuerst auf den symbolbedeckten Stab, den er noch immer in der Hand hielt, dann auf den Professor und schließlich wieder auf den Stab. Anschließend ließ er das Ding fallen wie ein heißes Eisen.

»Teufelswerk!«, murmelte er. Sein Gesicht war bleich wie Quark.

»Erzähl schon!«, drängte Zamorra.

Der Historiker presste die Lippen zusammen. »Gibt nicht viel zu erzählen«, knurrte er beinahe widerwillig. »Dieses Zimmer hier war auf einmal weg. Statt dessen… Ich befand mich plötzlich irgendwo anders. Unheimliche Gegend! Wüstenähnlich … blutroter Sand … Kakteen mit – du glaubst es nicht – menschlichen Gesichtern … Im Hintergrund so etwas wie ein Gebirge. Irrsinnig, kann ich dir sagen. Sah aus wie am Reißbrett entworfen. Dreiecke, Quadrate, Trapeze. Bedrückende Atmosphäre … Verwesungsgeruch, glühend heißer Wind … Ich gebe es zu: Ich hatte Angst, fürchterliche Angst. Und ich hatte nur einen einzigen Wunsch: Zurück dahin, wo ich hergekommen war.«

Zamorra nickte langsam. »Verstehe«, sagte er leise.

»Du verstehst das?«

»Ich glaube schon. Dieser Stab ist wie ein… wie ein Omnibus.«

»Ein was?«

Zamorra lächelte. »Nicht ganz wörtlich zu nehmen«, erklärte er.

»Sagen wir es so: Der Stab ist eine Art Verkehrsmittel, das von der

Macht des Bösen angetrieben wird. Nimm es in die Hand, und es bringt dich dahin, wohin du willst.«

»Aber wieso denn!«, widersprach Bill. »Ich wollte doch nirgendwo hin. Und trotzdem…«

»Und ob du wolltest! Erinnere dich an deinen Satz von vorhin. *›Ach, fahr doch zur Hölle!‹* hast du gesagt.«

Bill wurde noch bleicher, obgleich dies kaum noch möglich erschien.

»Du meinst, ich war in der… in der Hölle?«

»Hölle – das ist auch nicht so wörtlich zu nehmen. Du weißt, dass es ein Zwischenreich der Geister und Dämonen gibt. Wir sind selbst schon dort gewesen. Denk an unsere Abenteuer im Zusammenhang mit meinem Vorfahren Leonardo de Montagne. Wie mir scheint, hast du eine neue Route entdeckt, die in diese Dimension führt. Und auch die Rückkehr scheint nicht sehr schwierig zu sein. Wieder bedarf es nur eines Wunsches, und der *Zug* fährt ab. Wirklich äußerst praktisch. Sollten wir bei Gelegenheit darauf zurückkommen.«

»Vielen Dank«, wehrte Bill ab. »Was mich betrifft, ich fahre lieber… Omnibus.«

Zamorra widmete seine Aufmerksamkeit wieder der Gouvernante. Ganz offenbar hatte er mehr als kräftig zugeschlagen. Die Frau lag noch immer in tiefer Bewusstlosigkeit.

Ihr Anblick ließ ihm plötzlich ein Licht aufgehen. Sie war die Fahrerin des Citroën gewesen. Und der Stab löste auch das Rätsel, wie sie ungesehen in ihr Zimmer gekommen war.

Das Haupträtsel war jedoch noch immer ungelöst: Wo befand sich Nicole?

Den Weg, der zu ihr führte, kannte wahrscheinlich nur dieses Weib. Er überlegte fieberhaft. Wie konnte er die Frau zwingen, Informationen herauszurücken?

Ein Gedanke kam ihm. Wie es schien, war sie nicht in der Lage, ihre höllischen Machtmittel spontan einzusetzen. Sie brauchte eine kurze Anlaufzeit, denn sonst wäre es ihm nie gelungen; sie mittels eines profanen Faustschlags außer Gefecht zu setzen. Und sie war für physische Gewalteinwirkung empfänglich.

Seine Rechte tastete nach der Achselhöhle, holte den Revolver hervor, den er stets im Schulterhalfter bei sich trug. Er entsicherte die Waffe und hielt sie schussbereit auf Fabienne Duquesne gerichtet.

Ganz sicher, ob er im Falle eines Falles auch wirklich einen tödlichen Schuss abfeuern würde, war er sich nicht. Er hasste es, Menschen zu töten. Und wenn die Gouvernante auch mit den Dämonen im Bunde war, so war sie zumindest zum Teil doch noch Mensch geblieben.

Fabienne konnte jedoch von seinen Skrupeln nichts wissen. Vielleicht würde sie sich einschüchtern lassen.

Um noch sicherer zu gehen, löste er das Amulett vom Hals und

drückte es der Frau auf die Stirn. Die Kräfte des Lichts, die in ihm schlummerten, würden auch noch dazu beitragen, ihren unheiligen Machenschaften Einhalt zu gebieten.

Dann warteten er und Bill darauf, dass die Gouvernante aus ihrer Ohnmacht erwachte.

Es dauerte nicht mehr lange. Nach ein paar Minuten zeigten ihre Augenlider ein verräterisches Zittern. Gleich würde es so weit sein.

Zamorra umklammerte den Revolver fester, hielt ihn so, dass Fabiennes Blick sofort auf ihn fallen musste.

Dann schlug sie die Augen auf.

Der Professor bohrte ihr die Mündung der Pistole in die Herzgrube.

»Keine Tricks, sonst…«

Das schmale Gesicht Fabiennes verzerrte sich. Schier unermesslicher Schmerz spiegelte sich in ihren wasserhellen Augen.

»Nehmen Sie das Ding weg«, flüsterte sie und bäumte sich auf.

Zamorra war zu sehr Mensch, um dieser Bitte widerstehen zu können, auch wenn sie aus frevlerischem Mund kam. Er zog den Revolver ein Stück zurück, blieb aber wachsam.

»Die andere Hand!«, stöhnte Fabienne Duquesne.

Die andere Hand? Mit der drückte der Professor Fabienne das Amulett auf die Stirn.

»Das könnte Ihnen so passen, Mademoiselle«, sagte er.

»Bitte!« Alles Flehen der Welt lag in diesem einen Wort. »Bei Sybaoth! Ich werde nichts gegen Sie unternehmen.«

Der Professor zögerte. Konnte er der Frau trauen? Nein, das konnte er nicht. Wortbrüche und Verrat gehörten sozusagen zu den Spezialitäten derjenigen, die mit den finsteren Mächten einen Pakt abgeschlossen hatten.

Die Gouvernante stieß einen gellenden Schrei aus.

Unwillkürlich lockerte sich Zamorras Hand, die das Amulett hielt, jetzt doch etwas. Ein Mal zeichnete sich auf der Stirn Fabiennes ab.

Der Drudenfuß hatte sich regelrecht in die Haut eingebrannt.

Erleichtert atmete die Frau aus.

»Wenn Sie nicht machen, was ich sage…«, begann Zamorra.

»Ja, ja!«, antwortete Duquesne hastig. »Ich tue, was Sie wollen, wenn Sie nur dieses Ding…«

Der Professor nickte. »Ich sehe, wir verstehen uns. Also, Mademoiselle! Ich hätte da ein paar Fragen. Wo ist Nicole Duval?«

Sie antwortete nicht sofort. Zamorras Hand näherte sich wieder ihrer Stirn.

»Ihre Freundin ist nicht mehr hier«, sagte Fabienne schnell.

»Nicht mehr hier? Wie soll ich das verstehen, Mademoiselle?«

Fabienne Duquesne redete. Die wahnsinnige Furcht vor dem Amulett öffnete ihre verstockten Lippen. Zamorra und Bill bekamen Einblick in

die Mördergrube ihres Herzens.

Mit versteinerten Mienen hörten sie zu. Nicole im Reich der Dämonen – einem schrecklichen Schicksal ausgeliefert, hilflos und verloren!

Zamorra konnte es nicht glauben, wollte es nicht glauben, aber in seinem tiefsten Innersten wusste er doch, dass das Weib die Wahrheit sagte. Ja, trotz der Angst, die er in ihren Augen lesen konnte, war da auch so etwas wie Triumph und Freude darüber, dass es ihr gelungen war, die böse Tat zu verrichten.

Zorn und das Gefühl der Ohnmacht tobten in Zamorra. Krampfhaft bemühte er sich, gegen die Resignation anzugehen. Vielleicht war doch noch nicht alles zu spät. Vielleicht konnte er Nicole doch noch helfen. Eine wilde Entschlossenheit ergriff Besitz von ihm. Mit Hilfe des Stabes war es Bill gelungen – wenn auch unbeabsichtigt – in die Welt der Dämonen vorzudringen. Was unfreiwillig gegangen war, musste auch freiwillig gehen. Und vielleicht…

Sein Körper straffte sich, und seine Augen blitzten.

»Ich werde ihr folgen«, sagte er. »Tod und Teufel sollen mich nicht aufhalten.«

Bill Fleming blickte seinen Freund erstaunt an.

»Du willst…«

»Ja!«

Der Amerikaner nickte. »Ich komme natürlich mit«, sagte er. »Zu zweit…«

»Das geht nicht«, unterbrach Zamorra. »Wir haben nur einen Stab…«

Bill beugte sich über die Frau. »Wie ist es, Teufelsbraten. Können auch zwei Personen mit deinem Zauberstab… reisen?«

»Nein, nein«, widersprach Duquesne. »Nur wer die Weihe der Hochzeit erfahren hat, darf…«

»Quatsch mit Soße«, sagte Bill. »Ist es grundsätzlich möglich oder nicht?«

Fabienne Duquesne geriet fast außer sich. »Grundsätzlich schon. Aber… Der Stab der tausend Reisen ist das Hochzeitsgeschenk meines Herrn Sybaoth. Nur ich selbst …«

In diesem Augenblick wurde die Zimmertür aufgerissen. Maurice d’Aragnan, mit einem seidenen Morgenmantel bekleidet, stand im Rahmen.

»Was ist passiert? Ich habe einen Schrei gehört, als wenn jemand abgestochen würde.«

Die Gouvernante bewies, dass sie ein geschicktes Frauenzimmer war.

»Maurice!«, rief sie flehend. »Du weißt, ich liebe dich. Bei allem, was einst zwischen uns gewesen ist, hilf mir. Diese beiden Männer wollten mich vergewaltigen. Maurice…«

Sie war nicht nur geschickt, sie war auch schlecht wie die Nacht.

Zamorra merkte plötzlich, wie sich etwas lähmend auf sein Bewusstsein legte. Vor seinem geistigen Auge entstand das Bildnis eines dämonischen Stiermenschen. Das Weib hatte seine momentane Unkonzentriertheit, die durch den Eintritt des Comte verursacht worden war, sofort genutzt, um einen geistigen Angriff auf ihn zu starten.

Er hatte vor, das Amulett wieder gegen ihre Stirn zu drücken, aber seine Hand wollte ihm nicht gehorchen. Wie von selbst begannen seine Finger auseinander zustreben. Gleich würde er das Amulett fallen lassen.

»Bill!« krächzte er mit letzter Kraft.

Der Freund reagierte blitzschnell. Ein genau angesetzter Karateschlag mit der Handkante setzte Fabienne Duquesne außer Gefecht und schickte sie wieder ins Land der Träume.

Der Druck auf Zamorras Bewusstsein hörte augenblicklich auf.

»Das war knapp«, kommentierte er. Er war ärgerlich auf sich selbst. Beim Umgang mit dem Bösen konnten Flüchtigkeitsfehler verhängnisvolle Folgen haben. Es war gerade noch einmal gut gegangen.

D'Aragnan hatte die Szene verständnislos verfolgt. Zamorra gab ihm keine Gelegenheit, überflüssige Fragen zu stellen.

»Maurice, gibt es unten im Dorf einen fähigen und vertrauenswürdigen Arzt?«

»Doktor Ducas, ein Freund von mir.«

»Bon! Lass ihn bitte sofort herkommen«, sagte der Professor.

»Während unserer Abwesenheit darf Fabienne Duquesne das Bewusstsein nicht wiedererlangen. Sie muss unter Dauernarkose gehalten werden. Alles klar?«

»Schon, aber… Ihr wollt weg?«

Zamorra blickte auf den magischen Stab, der auf dem Boden lag wie ein weggeworfener Spazierstock.

»Wir werden eine kleine Reise unternehmen«, sagte er.

***

Von einem Herzschlag zum nächsten fühlte sich Nicole an einen anderen Ort versetzt. Die Klauen des Dämonen hatten sie gepackt, und schon war es geschehen.

Immer noch in Gesellschaft Astabaals fand sie sich vor einer riesigen Mauer wieder. Die Wand glänzte in einem blutigen Gold und schien bis in die Unendlichkeit zu reichen. Ringsum war das pure Nichts. Formlose Nebel wallten wie Dampf, der aus einer Giftküche kam. Aber diese Nebel waren nicht substanzlos, erwiesen sich als stabil genug, um auf ihnen zu stehen und zu gehen.

Astabaal zog sie mit sich und marschierte geradewegs auf die Mauer

zu. Als sie unmittelbar davor standen, tat sich eine Lücke auf, wie ein Vorhang, der plötzlich hochgezogen wurde.

In der Lücke flimmerte es diffus.

Nicoles Augen fingen an zu tränen. Nur undeutlich erkannte sie die Gestalten, die auf einmal allgegenwärtig waren.

Es waren Gestalten eines Wirklichkeit gewordenen Alptraums, Monster wie sie sich die abartigste Phantasie nicht ausdenken konnte: Vierarmige Riesen mit Drachenköpfen und rasiermesserscharfen Klauen, sich windende Riesenschlangen mit verzerrten, menschlichen Gesichtern, Kraken mit unzähligen säulenartigen Fangarmen.

Wächter der Höllentore, fuhr es Nicole durch den Kopf.

Und mit diesem Gedanken schien sie gar nicht so falsch zu liegen, denn es war offenkundig, dass Astabaal mit den Horrorgestalten ein lautloses Gespräch führte, das auch bald zum Abschluss kam.

Der Herr des fließenden Blutes verschwand. Nicole war allein mit den Monstern. Zwei der Riesen mit den vier Armen traten auf sie zu, nahmen sie in ihre Mitte.

»Folge uns!«, blitzte ein Gedanke in ihrem Bewusstsein auf.

Die Aufforderung ›klang‹ beinahe höflich, ja vielleicht sogar ein bisschen ehrerbietig. Und die Gestalten vermieden es, sie zu berühren. Sie traten nur als Geleitpersonen in Erscheinung.

Zusammen mit den Riesen durchschritt Nicole die Lücke in der goldenen Mauer. Sie trat ein in ein bedrückend wirkendes Zauberreich.

Um sie herum erstreckte sich eine Art Garten. Kein Garten im herkömmlichen Sinne. Bäume und Blumen gab es nicht. Statt dessen…

Beete aus blauen und roten Feuern, Teiche, in denen glühende Lava waberte, Ansammlungen von strauchartigen Gebilden, an denen jedoch keine Blätter, sondern anscheinend organische Wesen in widerwärtigen Variationen hingen.

Im Mittelpunkt dieses Höllengartens stand ein Palast von gewaltigen Dimensionen. Es gelang Nicole nicht, die Form des Bauwerks in sich aufzunehmen. Die Konturen verschwammen, wechselten ständig. Mal hatte sie den Eindruck einer mittelalterlichen Trutzburg, dann den eines modernen Wolkenkratzers oder einer mohammedanischen Moschee. Eins jedoch veränderte sich nicht: Die Aura des unvorstellbar Düsteren, die der Palast ausstrahlte wie eine kalte, mitleidlose Sonne.

Ihre beiden Begleiter führten sie durch ein von grünen Dunstschwaden umtobtes Portal in das Innere des satanischen Baus. Es ging lange, hohe Gänge entlang, deren Wände nicht mit Tapeten, sondern mit blutender Haut bespannt zu sein schienen. Gegen eine furchtbare Übelkeit ankämpfend, stolperte Nicole dahin, flankiert von den Riesenwesen.

Die Wanderung endete in einem Raum, der diese Bezeichnung sogar wirklich verdiente. Es gab vier Wände, massiv und nicht laufend die Form verändernd. Auch das Interieur verblüffte sie ungemein.

Es entsprach in jeder Beziehung den verwöhnten Ansprüchen einer Fürstin – kostbar und echt aussehende Stilmöbel, ein riesiges marmorgetäfeltes Bad. Dieses Zimmer wirkte, als sei es komplett aus dem Lustschloss eines französischen Königs nach hier verpflanzt worden.

Die beiden vierarmigen Riesen hatten sich entfernt. Nicole war allein inmitten dieses schwellenden Luxus.

Obgleich sie keine Sekunde vergaß, wo sie sich tatsächlich befand, tat ihr diese Umgebung, die mit ihren normalen Realitätsvorstellungen übereinstimmte, unendlich gut. Die Wahnsinnsbilder und die irrsinnigen Empfindungen, die bisher auf sie eingewirkt hatten, hatten sie mehr als einmal an ihrem Verstand zweifeln lassen.

Aber sie machte sich nichts vor. All dies hier war nur Kulisse. Und dahinter lauerte das unaussprechliche Grauen.

Der Satan selbst!

Sie bemühte sich, nicht daran zu denken, was auf sie zukommen würde. Ihr Blick fiel auf die Kacheln des Badezimmers. Ein Bad, ja, das fehlte ihr. Ihre Begierde, sich den Ekel abzuspülen, wurde übermächtig.

Wenig später saß sie im Wasser. Wasser? Vielleicht, vielleicht auch nicht. In jedem Fall war es eine duftende, wohltemperierte Flüssigkeit, die angenehm auf der Haut prickelte. Unter normalen Umständen hätte sich Nicole pudelwohl gefühlt.

So jedoch…

Sie war so in Gedanken versunken, dass sie erst nach geraumer Zeit die Gestalt bemerkte, die das Bad betreten hatte und jetzt neben der voluminösen Marmorwanne stand.

Erschrocken blickte sie hoch. Ihr Herzschlag jagte, beruhigte sich dann aber wieder.

Es war noch nicht der, den sie erwartet hatte.

Es war eine Frau, eine grazile junge Frau, bei der nichts darauf hindeutete, dass es sich nicht um ein normales menschliches Wesen handelte. Ein Mensch wie sie selbst. Und die Frau lächelte – rätselhaft wie Mona Lisa.

»Wer sind Sie?«, fragte Nicole, nachdem sie sich etwas von ihrer Verblüffung erholt hatte.

»Ich bin deine Freundin, kleine Nicole«, lautete die überraschende Antwort.

Die Frau hatte den Gedanken nicht unmittelbar in Nicoles Bewusstsein projiziert, wie es in dieser Welt üblich war, sondern sich der auf Erden gewohnten Mitteilungsart bedient. Sie hatte gesprochen.

Nicoles Eindruck, einen Menschen aus Fleisch und Blut vor sich zu haben, verstärkte sich.

»Sie kennen mich?«, wunderte sich Nicole.

Die Frau nickte lächelnd. »Aber ja! Wir haben uns schon gesehen. Erinnerst du dich nicht?«

»Nein.«

»Oh ja, – ich vergaß…« Die Frau beugte sich vor. Eine unheimliche Änderung ging in ihrem Gesicht vonstatten. Es verlor sein menschliches Aussehen, verwandelte sich in einen höllisch aussehenden Tierschädel.

»Die Frau mit der Hyänenmaske!«, entfuhr es Nicole.

»Erraten!« Der Raubtierkopf verwandelte sich zurück, wurde wieder zum menschlichen Antlitz.

»Sie… sind ein Dämon«, stammelte Nicole, erkennend, dass sie wohl einer Fehleinschätzung zum Opfer gefallen war.

»Aber nein«, gab die Besucherin zurück. »Das war nur einer der kleinen Tricks, die ich von meinem Herrn gelernt habe. Uradir – der Herr der tausend Wandlungen. Du hast schon von ihm gehört?«

Nicole schüttelte den Kopf.

»Macht nichts, macht nichts. In jedem Fall – ich bin nichts anderes als das, was die Leute daheim so schön als Hexe zu bezeichnen pflegen.«

Sie lächelte wieder dieses geheimnisvolle Lächeln, wurde dann aber plötzlich ernst.

»Sehe ich es recht, dass du keine große Neigung verspürst, eine der Bräute des Meisters der Dimensionen zu werden?«, fragte sie mit einem unüberhörbaren Lauern in der ansonsten äußerst melodisch klingenden Stimme.

»Warum fragen Sie? Im Wald von Duffy hat es Sie doch verdammt wenig interessiert!«

Herrisch sagte die Dienerin des Dämonen Uradir: »Antworte!«

»Nein, nein!«, antwortete Nicole schnell. »Ich will nicht die Braut des Satans werden!«

»Das dachte ich mir.« Die Frau blickte einen Augenblick wie unentschlossen in die schäumende Flüssigkeit der Wanne. Dann sah sie Nicole tief in die Augen, bohrend, stechend.

»Ich möchte dir ein Geschäft vorschlagen, Kind«, sagte sie.

Nicole runzelte die Stirn. »Ein Geschäft? Hier in dieser Welt?«

»Warum nicht? Pass auf: Du erkennst offenbar nicht, dass du dich in einer beneidenswerten Position befindest. Braut des Meisters! Keine Sterbliche kann mehr erreichen.«

Nicole verzog das Gesicht. »Darauf pfeife ich!«

»Du bist dumm, Kind. Aber mir soll es recht sein. Ich mache dir folgenden Vorschlag: Wir tauschen!«

»Tauschen? Was tauschen wir?«
»Ist das so schwer zu verstehen? Ich werde du, und du wirst ich. Das ist alles. Na, was hältst du davon?«
Noch immer verstand Nicole nicht.
Die Frau erklärte: »Ich will ehrlich zu dir sein. Wie gesagt, du bist zu beneiden. Braut des Meisters, das ist der Traum jeder Dienerin. Mein Herr ist Uradir, ein relativ mächtiger Dämon, gewiss, aber er ist nicht der Meister. Und deshalb… Ich sehe eine Möglichkeit, die uns beiden nutzt. Ich trete an deine Stelle, empfange die Hochzeitsweihe durch den Meister. Du verkörperst mich und bist frei. Hast du es jetzt begriffen?«
Nicole sah einen fernen Hoffnungsschimmer am imaginären Horizont, aber im Grunde genommen konnte sie nicht so recht daran glauben, was die Frau da so erzählte.
»Und wie soll das in der Praxis vor sich gehen?«, fragte sie. »Sie sehen nicht aus wie ich und…«
»Nicht?« Wieder trat Bewegung in das Gesicht der Dienerin. Die Nase nahm eine andere Form an, der Mund veränderte sich, die Augen wechselten die Farbe.
Nicole hielt den Atem an. Ihr war, als würde sie sich im Spiegel betrachten. Ein perfektes Ebenbild saß ihr gegenüber.
»Na? Was sagst du nun?«
Nicole war tief beeindruckt. »Und ich? Was geschieht mit mir?«
Die Frau machte eine wegwerfende Handbewegung. »Überhaupt kein Problem«, sagte sie. »Ich habe auf der Erde schon ganz andere Kunststücke fertiggebracht. Menschen in Schweine zu verwandeln – das ist meine Spezialität.« Sie kicherte tückisch, wurde aber sofort wieder ernst. »Sieh…«
Plötzlich hatte Nicole das Gefühl, als würden tausend Ameisen über ihr Gesicht laufen. Die Haut kribbelte, spannte und dehnte sich. Es dauerte nur Sekunden, dann war alles vorbei.
»Betrachte dich«, sagte die Frau, nahm einen an der Wand hängenden Spiegel ab und hielt ihn Nicole vors Gesicht.
Das Wunder war geschehen. Nicole war nicht mehr sie selbst. Das Gesicht einer Fremden starrte ihr aus dem Spiegel entgegen, das bisherige Gesicht der Frau, die da vor ihr stand.
»Da wir figürlich ziemlich ähnlich sind, können wir uns weitere Änderungen schenken«, hörte sie die Hexe mit ihrem Munde sagen.
Trotz der gelungenen Verwandlung glaubte Nicole noch immer nicht an ein Gelingen des verrückten Plans.
»Schön«, sagte sie. »Das Äußere stimmt. Wird der… der Meister aber nicht trotzdem merken, dass er getäuscht werden soll?«
Die Frau zuckte die Achseln. »Dieses Risiko muss ich auf mich nehmen. Immerhin verstehe ich es, meine Gedanken abzuschirmen.«

»Und ich?«
»Dir kann nichts passieren. Wenn du zur Erde zurückkehrst… Weder der Meister noch Uradir können dir dort etwas anhaben, da du die Hochzeitsweihe nicht empfangen hast. Die Dämonen können nur in deine Welt kommen, wenn sie gerufen werden. So wie wir beispielsweise Astabaal gerufen haben.«
Der Hoffnungsschimmer, den Nicole sah, wurde jetzt intensiver.
Sollte sie dem bösen Schicksal, mit dem sie sich fast abgefunden hatte, doch noch entgehen können?
»Und wie komme ich zurück in meine Welt?«, erkundigte sie sich.
»Nichts leichter als das«, antwortete die Frau. »Da ich vom Meister einen neuen zu erhalten hoffe…« Sie griff unter ihr schillerndes Gewand und holte einen jeder Stäbe hervor, die Nicole bereits von der Beschwörung Astabaals her kannte, »… kann ich dir meinen Stab der tausend Reisen aushändigen. Die Funktion ist denkbar simpel. Du brauchst dich nur auf dein Ziel zu konzentrieren, und schon bist du da. Ich würde dir aber raten, später keinen Gebrauch mehr von dem Stab zu machen. Bei allen Reisen wird diese Welt hier berührt. Wenn du nicht Gefahr laufen willst, mit Uradir konfrontiert zu werden …«
»Verstehe schon«, nickte Nicole.
Sie hatte es plötzlich sehr eilig. Nur ein Gedanke beherrschte ihr ganzes Denken: So schnell wie möglich weg aus dieser Ebene der Dämonen.
Sie sprang aus dem Bad. Die Frau schien ihre Gedanken erraten zu haben, denn sie schlüpfte bereits aus ihrem Gewand und hielt es Nicole zusammen mit dem magischen Stab hin.
Im Handumdrehen hatte Nicole das Gewand angelegt. Den Stab fest umklammernd, sagte sie in Gedanken: *›Zurück nach Château de Berri!‹* Stirnrunzelnd musste sie feststellen, dass sich die Szenerie nicht änderte. Sie stand noch immer in diesem Louisseize-Raum.
»Oh ja, ich vergaß«, sagte die Frau lächelnd. »Hier im Palast des Meisters funktioniert der Stab nicht. Der Meister hat eine Bannmeile um sein Reich gelegt. Jenseits der Mauer jedoch wirst du keine Schwierigkeiten haben.«
Dann gab sie Nicole einige Informationen, die ihr helfen würden, den Palast unbeschadet zu verlassen.

***

Von all dem wussten Professor Zamorra und Bill Fleming nichts.
Während sich Nicole anschickte, dem Palast des Meisters der Dimensionen und dem von ihm beherrschten Zwischenreich den Rücken zu kehren, trafen sie die letzten Vorbereitungen, um zu ihrer Rettung in eben dieses Reich vorzudringen.
Ironie des Schicksals.

Zamorra hatte schnell erkannt, dass er sich dem Stab der tausend Reisen nur ohne sein Amulett anvertrauen konnte. Die Kräfte des Lichts blockierten den ›Motor‹ des Dämonenstabs und machten ihn funktionsuntüchtig.

Es passte ihm gar nicht, dass er das Amulett zurücklassen musste.

Gerade in der Welt der Finsternis wäre es ein eigentlich unentbehrliches Werkzeug gewesen. Schweren Herzens übergab er d'Aragnan das Amulett mit der ausdrücklichen Weisung, es zu hüten wie seinen Augapfel. Der Comte versprach, es absolut diebstahlsicher in seinem Safe einzuschließen.

Als einzige Waffen gegen die Mächte des Bösen standen ihnen ihre Revolver zur Verfügung. Da herkömmliche Patronen Dämonen und Geistern nichts anhaben konnten, wie Zamorra aus Erfahrung wusste, hatten sie die Magazine mit Silberkugeln geladen. Um die Durchschlagskraft der Kugeln zu erhöhen, war Zamorra noch hingegangen und hatte sie in der Schlosskapelle in Weihwasser getaucht.

Ob dieser Schutz ausreichend sein würde, musste die nahe Zukunft zeigen.

Dann war es soweit.

Zamorra und Bill umklammerten mit allen vier Händen den Stab und blickten sich in die Augen.

»Alles klar?«

»Alles klar!«

Beide sagten wie aus einem Munde: »Ins Zwischenreich!«

Ohne spürbaren Zeitverlust wurden sie ihrer angestammten Welt entrückt. Da war ein leichtes Schwindelgefühl, ein Rauschen in ihren Ohren, das Zucken eines Blitzes… und schon waren sie da.

Das Reich der Dämonen und Geister!

Es war genau so, wie es Bill Fleming nach seiner ersten kurzen Stippvisite beschrieben hatte.

Roter Sand, der aus geronnenen Blutpartikeln zu bestehen schien, aus dem Boden sprießende kleine Schrumpfköpfe, die auf Stängeln saßen wie Orchideenblüten, ein brennender Odem, der über die irrwitzige Landschaft blies und den Geruch von faulendem Aas mit sich führte.

»Du hast es perfekt beschrieben«, stellte Zamorra fest, nachdem er die Umgebung in sich aufgenommen hatte.

»Rein berufsbedingt«, kommentierte Bill. Er wies mit dem Zeigefinger zum Horizont. »Und da hinten ist dieses Gebirge, von dem ich dir erzählt habe.«

Der Professor ließ seine Blicke in die Ferne schweifen. Ja, dort hinten – es war praktisch unmöglich, eine genaue Entfernungsbestimmung vorzunehmen – türmte sich etwas Dunkles auf.

Berge? Er hatte eher den Eindruck, als wenn es sich um Gebäude

handeln würde – Pyramiden, andere bizarr geformte Gebilde.
Wohnstätten der Dämonen? Vielleicht würden sie es bald wissen.
Zamorra wollte den Freund gerade mit seinen Überlegungen vertraut machen, als in ihrem Rücken ein Geräusch ertönte, das ihm nicht ganz unbekannt war.
›*Plop!*‹ Gleichzeitig mit Bill, dem der Laut ebenfalls nicht entgangen war, wirbelte er herum.
Vor ihnen stand eine Gestalt, eine Gestalt, die voll und ganz in diese makabre Wüstenlandschaft passte.
Sie war nicht groß, diese Erscheinung, reichte ihnen höchstens bis zu den Schultern. Dafür war sie jedoch sehr breit gebaut, beinahe so breit wie hoch. Der Kopf entsprach den landläufigen Vorstellungen eines Nussknackers. Kanten und Ecken überall, ein Gebiss zum Fürchten. Am entsetzlichsten jedoch war der Körper. Über und über war der Rumpf mit kleinen Totenköpfen bedeckt, die bei der geringsten Bewegung klappernd gegeneinander schlugen.
Hühnereigroße Stielaugen richteten sich auf die beiden Männer.
Zamorra überlegte, wie er sich mit dem Individuum, zweifellos einem Exemplar aus der Gattung der Dämonen, verständigen sollte.
Französisch? Arabisch? In einer der alten und längst toben Kultursprachen?
Der Dämon nahm ihm das Problem ab.
Gedanken materialisierten im Bewusstsein des Professors.
»Wer wagt es, das Reich des Herrn der Millionen Köpfe zu betreten? Erdenwürmer, wie ich sehe!«
Und als er nicht unverzüglich eine Antwort erhielt, fuhr er fort:
»Sprecht, ehe ich die Geduld verliere!«
Zamorra folgte einer plötzlichen Eingebung und sagte in französischer Sprache: »Wir sind Diener des großen Sybaoth!«
Der Dämon hatte ihn offenbar verstanden.
»Sybaoth, der Herr mit dem Hauch des Verderbens?«
Der Professor ›hörte‹ diese Bezeichnung zum ersten Mal in seinem Leben, aber dieser Nussknackerdämon hier würde schon wissen, was er meinte.
»So ist es!«, sagte er bestätigend.
»Und warum hat euch euer Herr geschickt? Wollt ihr meinen Park verdorren lassen?«
Ganz nebenbei bückte er sich und ›pflückte‹ einen der Schrumpfköpfe von einem Stängel.
»Sind sie nicht herrlich, meine Blumen?«, fragte er und sah sie, wie um Beifall heischend, mit seinen scheußlichen beweglichen Augen an.
»Wunderbar!«, sagte Professor Zamorra vom Ekel geschüttelt.
Der Dämon drückte den Schrumpfkopf gegen eine freie Stelle seines Körpers, wo dieser wie festgeklebt haften blieb.

Dann kam er wieder zur Sache.

»Ich habe euch etwas gefragt. Was wollt ihr in meinem friedlichen Reich?«

»Wir suchen jemanden«, behauptete der Professor dreist.

»Wen sucht ihr?«

Zamorra überlegte blitzschnell. Wie hieß der Dämon, in dessen Hände Nicole gemäß den Aussagen der Duquesne gefallen war?

Astabaal! Ja, so hatte das Weib gesagt.

Er bluffte weiter: »Wir suchen den großen Astabaal. Kannst du uns sagen, wo sein… Reich liegt?«

Der Dämon lachte meckernd auf. »Astabaal, der seine Braut an den Palast des Meisters abgeben musste? Schämt er sich so, dass er seinen Wohnsitz verlegt hat?«

Der Professor wusste nicht so recht, was er mit diesen Sätzen anfangen sollte. Astabaal hatte seine Braut an den Palast des Meisters abgeben müssen?

Sein Herz schlug schneller.

Braut! Damit konnte nach allem, was er von Fabienne Duquesne gehört hatte, nur Nicole gemeint sein. Und Palast des Meisters? Er musste unbedingt in Erfahrung bringen, was dieser Herr der Millionen Köpfe gemeint hatte.

»Palast des Meisters? Wer ist das – der Meister?«, fragte er.

Es stellte sich schnell heraus, dass er mit Stellung dieser Frage einen schwerwiegenden Fehler begangen hatte.

»Ihr fragt, wer der Meister ist? Und ihr behauptet, Diener eines der Herren der Dimensionen zu sein?«

Die Stielaugen hatten sich ganz in die Höhlen zurückgezogen und glommen wie feurige Glut.

Zamorra fasste sich schnell. »Natürlich sind wir Diener Sybaoths. Sieh hier! Der Stab der tausend Reisen, den er uns anvertraut hat.«

Eigentlich hatte er nur beabsichtigt, dem Dämon den magischen Stab zu zeigen, ohne ihn dabei aus der Hand zu geben. Der Totenkopfdämon durchkreuzte seine Absicht jedoch, indem er gedankenschnell zupackte und ihm den Stab entriss.

»Ja, das ist ein Stab des Herrn mit dem Hauch des Verderbens. Ihr jedoch… Gebt es zu: Ihr habt ihn gestohlen!«

Der Professor merkte, dass die Situation anfing, brenzlig zu werden. Das Misstrauen des Dämons war geweckt, und es erschien sehr zweifelhaft, ob er es wieder zerstreuen konnte.

Die Stielaugen des Dämonen tanzten jetzt wieder wie Marionettenpuppen. »Ihr behauptet also, Diener Sybaoths zu sein. Gut! Ich will euch glauben, wenn ihr zeigt, dass ihr mit dem Hauch des Verderbens gesegnet seid. Wehrt euch!«

Etwas Furchtbares geschah.

Der Sand lebte plötzlich. Von allen Seiten krochen die Schrumpfköpfe heran. Die Stängel, auf denen sie saßen, streckten sich, wurden lang und länger wie Gummibänder, die man immer weiterziehen konnte. Pfeilspitze Reißzähne bleckten gierig, gespaltene Zungen wanden sich wie giftige Vipern.

»Verdorrt sie! Verdorrt sie, wenn ihr könnt!«

Das wiehernde Lachen des Dämons hallte über den blutroten Wüstensand wie das Heulen eines Orkans.

Schon schnappten die ersten Kiefer nach den Schuhen der beiden Freunde. Verzweifelt traten sie um sich, schleuderten die geifernden Köpfe zurück, stampften sie mit den Sohlen in den unheimlichen Sand.

Aber es waren zu viele. Und sie waren so nicht abzuwehren, wanden sich unter den Sohlen wieder hervor, versuchten erneut, ihre Zähne in das Fleisch der Männer zu schlagen.

Flucht!

Das war die einzige Möglichkeit, die ihnen noch verblieb.

Aber wie? Zu Fuß war ein Entkommen nicht möglich. Die dämonischen Gewächse waren überall, erschienen wie ein wogendes Meer.

Nur mit Hilfe des magischen Stabes konnten sie dieser Stätte des Schreckens den Rücken kehren. Den Stab jedoch besaß jetzt der Dämon.

»Bill, den Revolver!«, schrie Zamorra und riss im gleichen Augenblick die Waffe aus dem Schulterhalfter.

Der Freund tat es ihm nach.

Beinahe gleichzeitig zielten sie auf den Dämon und drückten ab.

Die geweihten Silberkugeln rasten auf den Unhold zu, trafen ihn an Kopf und Körper.

Er wankte, aber er fiel nicht.

Wutgeheul brach aus seiner Kehle.

Dieses Geheul schien ein zusätzlicher Ansporn für die Schrumpfkopf-Gewächse zu sein. Zamorra und Bill wurden ihres Ansturms kaum noch Herr.

Der Professor erkannte eine kleine Chance. Die Silberkugeln schafften es nicht, dem Dämon den Garaus zu machen. Aber sie waren ihm sichtlich unangenehm. Er hatte Mühe, das Gleichgewicht zu bewahren.

Zamorra spannte die Muskeln, warf sich mit einem wahren Tigersatz auf den Herrn der Millionen Köpfe.

Dieser war auf die überraschende Attacke nicht vorbereitet. Ehe er erkannt hatte, dass der Erdenwurm kühn genug gewesen war, ihn persönlich anzugreifen, hatte Zamorra den Stab mit beiden Händen umklammert. Alle Kräfte mobilisierend, die in seinem athletischen Körper steckten, riss er daran.

Ein Gefühl des Triumphes stieg in Zamorra auf.
Der Stab war frei.
»Bill, schnell hierher!«
Der Amerikaner brauchte keine zweite Aufforderung.
»Fass an!«
Auch Bills Hände schlossen sich um den Schaft.
»In den Palast des Meisters!«, gab Zamorra das Reiseziel bekannt.
Die Wüstenszenerie verblasste augenblicklich.

***

Nicole Duval wollte zuerst selbst nicht glauben, dass alles so reibungslos und glatt verlief. Und doch war es so.
Sie hatte nicht die geringsten Schwierigkeiten, die Gänge und Hallen des Palastes zu durchqueren. Zahlreiche Gestalten begegneten ihr unterwegs – menschliche Wesen, Sukkubus und Inkubus, Dämonen. Niemand behelligte sie. Ganz offensichtlich sah man in ihr nichts anderes als eine Dienerin des Herrn der tausend Wandlungen, die sie ja jetzt dem äußeren Anschein nach verkörperte.
Sie nahm sich nicht die Zeit, sich die düsteren Wunder des Palastes anzusehen. Sie hatte nur ein Ziel: So schnell wie möglich die Mauertore zu erreichen, um endlich mit Hilfe des magischen Stabes diesem unseligen Reich adieu sagen zu können.
Und obgleich sie die ganze Zeit über immer noch damit gerechnet hatte, schließlich doch entlarvt zu werden, schaffte sie es tatsächlich.
Genau der Route folgend, die ihr ihre Komplizin bezeichnet hatte, erreichte sie den Höllengarten vor dem Palast. Die Rauch und Dampfwolken nicht beachtend, die aus den Teichen emporstiegen, ging sie auf die goldene Mauer zu.
Nirgends war eine Lücke zu erkennen, aber die Hexe hatte sie darauf vorbereitet. Erst als sie unmittelbar vor der unendlich hohen Wand stand, klaffte darin plötzlich eine flimmernde Öffnung.
Die Wächter ließen sie ungehindert passieren, machten keinerlei Anstalten, ihre Person einer Überprüfung zu unterziehen. Mit einer gewissen Belustigung stellte Nicole fest, dass es offenbar weitaus leichter war, das Reich des Satans zu verlassen, als das Werksgelände irgendeiner Industriefirma auf der Erde, wo der Werksschutz diensteifrig lauerte und nach Papieren verlangte.
Kaum hatte sich die Mauerlücke hinter ihr geschlossen, als sie sich auch schon auf den Stab der tausend Reisen konzentrierte.
›Château de Berri!‹ Der Übergang von einer Welt in die andere verursachte in ihr nur ein leichtes Übelkeitsgefühl, mehr nicht.
Sie fand sich mitten in der Halle des Schlosses wieder.
Vor Glück hätte sie fast geweint. Sie hatte es geschafft! Das Reich der Dämonen lag hinter ihr. Die Welt, in die sie gehörte, hatte sie wieder.

Ein schriller Schrei drang an ihr Ohr. Sie drehte sich um. Da stand eine ältere, dicke Matrone mit einer weißen Schürze und brüllte, was ihre Lunge hergab. Offenbar handelte es sich um eine Bedienstete, die in der Küche arbeitete.

Nicole konnte die panische Erregung der Frau verstehen. Auf arglose Gemüter musste ihr plötzliches Erscheinen quasi aus dem Nichts wie ein Schock wirken. Dazu kam noch ihr schillerndes Gewand und der magische Stab, den sie fest umklammert in der Hand hielt.

Der Stab! Sie erinnerte sich an die alten Legenden, in denen es hieß, dass die Hexen des Mittelalters auf Besenstielen zu reiten pflegten. Sie konnte sich jetzt vorstellen, wie diese Legende entstanden war. Und wer wusste es schon… Vielleicht waren die Dämonenbräute der vergangenen Zeiten hingegangen und hatten ihre Stäbe der tausend Reisen tatsächlich in so alltäglichen Gegenständen wie Besenstielen verborgen.

»Psst!«, machte sie. »Kein Grund zur Aufregung, gute Frau.«

Die Frau schien jedoch durch ihre Worte noch mehr in Angst und Schrecken versetzt worden zu sein, denn sie raffte ihren Rock und lief schreiend davon.

Nicole zuckte lächelnd die Achseln und versuchte, sich zu orientieren. Durch mehrere der bunten Ornamentfenster fiel Licht in die Halle ein. Anscheinend war draußen heller Tag. Sie hatte keine Ahnung, wie lange sie im Reich der Dämonen gewesen war. Ihr Zeitgefühl hatte sich vollkommen verflüchtigt. War es ein Tag gewesen, zwei Tage oder sogar drei? Sie wusste es nicht.

Plötzlich wimmelte es in der Halle von Personen. Sämtliche Bediensteten schienen sich eingefunden zu haben. Außerdem waren da die Kinder des Comte, d’Aragnan selbst, Boilieu, der Verwalter.

Nur Zamorra und Bill sah sie nicht. Und auch Fabienne Duquesne glänzte durch Abwesenheit.

Nicole kam sich auf einmal ziemlich lächerlich vor. Wie sie da so stand – mit diesem aufdringlichen Gewand, das ihre Blößen nur notdürftig verhüllte, dem symbolgeschmückten Stab und einem Gesicht, von dem sie wusste, dass es nicht das ihre war verwunderte es sie nicht, dass sie angestaunt wurde wie ein Wundertier.

Maurice d’Aragnan trat zögernd auf sie zu und stellte die unvermeidliche Frage: »Wer sind Sie? Und vor allem – wo kommen Sie her? Meine Köchin sagte mir…«

»… dass ich wie ein Gespenst auf der Bildfläche erschienen bin?«, vervollständigte Nicole den angefangenen Satz.

»So ungefähr!«

Nicole nickte. »Können wir uns allein unterhalten? Das heißt, die Anwesenheit von Professor Zamorra und Bill Fleming wäre mir dabei sehr angenehm.«

D’Aragnans Augen wurden kleiner. »Sie kennen Zamorra?«
Zu dieser Frage konnte Nicole nur lächeln. »Als seine Sekretärin und… na ja … Monsieur, ich bin Nicole Duval. Verstehen Sie jetzt?«
Mit entwaffnender Offenheit sagte der Comte: »Ich verstehe kein Wort. Nur eins weiß ich: Sie sind nie und nimmer die Person, für die sie sich ausgeben. Ich kenne Nicole Duval nämlich auch, müssen sie wissen! Also, Mademoiselle… Ich frage Sie jetzt zum letzten Mal. Wer sind Sie?«
Nicole seufzte tief. Wie konnte sie dem Mann klarmachen, dass sie die Wahrheit sprach?
Weitere Bemühungen in dieser Richtung erübrigten sich für den Augenblick. Aus den Reihen der Bediensteten trat plötzlich eine junge Frau vor. Mit ausgestrecktem Zeigefinger kam sie auf Nicole und den Comte zu.
»Ich weiß, wer diese Frau ist«, sagte sie mit einer Stimme, die sich vor Aufregung beinahe überschlug.
D’Aragnan runzelte die Stirn. »So? Na, Sylvie, dann schieß mal los!«
»Diese Frau… Vor etwa einem Jahr war ihr Bild in allen Zeitungen. Ich erinnere mich ganz genau. Das ist Françoise Godeau.«
»Françoise Godeau?« Der Comte konnte mit diesem Namen sichtlich nicht viel anfangen. Das Studium der Boulevardzeitungen gehörte offenbar nicht zu seinen Spezialitäten.
Anders war es jedoch mit der Mehrzahl der übrigen Anwesenden.
Rufe der Überraschung, ja der Empörung wurden laut.
»Also, wer ist Françoise Godeau?«, fragte der Comte noch einmal.
Das Mädchen Sylvie stotterte vor Erregung. »Fran… Françoise Go … Godeau ist die berüchtigte Mörderin, die auf geheimnisvolle Weise aus dem Untersuchungsgefängnis von Nizza ausgebrochen ist.«
»Hören Sie, Comte«, sagte Nicole. »All dies ist kompletter Unsinn. Geben Sie mir endlich Gelegenheit, mich allein mit Ihnen zu unterhalten.«
Maurice d’Aragnan legte abermals die Stirn in nachdenkliche Falten. »Ich erinnere mich ganz vage«, sagte er sinnend. »Soll diese Frau nicht an die zehn Männer spurlos beseitigt haben?«
»Ja, ja!«, bekräftigte das Mädchen eifrig und mit glänzenden Augen.
»Comte«, setzte Nicole erneut an.
Aber sie kam nicht dazu, weiterzusprechen. D’Aragnan war ein Mann von schnellen Entschlüssen.
»Packt sie!«, befahl er laut.
Und bevor Nicole etwas unternehmen konnte, stürzten sich die Bediensteten auf sie. Der Stab der Tausend Reisen wurde ihr entwunden. Ein besonders kräftiger Mann drehte ihr trotz heftiger Gegenwehr die Arme auf den Rücken.
»Ruft die Gendarmerie im Dorf«, sagte Maurice d’Aragnan.

***

Professor Zamorra und Bill Fleming kamen nicht vom Regen in die Traufe. Sie kamen geradewegs vom Regen in die Sintflut. Aber das merkten sie erst ein Weilchen später.

Zunächst einmal spürten sie etwas ganz anderes – mörderische Schmerzen an Kopf und Körper, die durch einen furchtbaren Schlag verursacht wurden, den sie bei ihrer Rematerialisation versetzt bekamen.

Die Schlagwirkung ging von keiner Person aus, sondern von einer unsichtbaren Mauer, gegen die sie geprallt waren.

Stöhnend rappelten sie sich auf.

Nachdem Zamorra festgestellt hatte, dass ihm offenbar nichts Ernstliches passiert war, fragte er den Freund: »Verletzt?«

»Der Kopf ist noch dran«, antwortete Bill ächzend. »Verflucht, kannst du mir verraten, was das gewesen ist?«

Der Professor hob die Schultern. »Was weiß ich! Ein Kraftfeld vielleicht, das unwillkommene Besucher abwehrt.«

Er streckte die Hand aus, spürte jedoch keinen Widerstand. Aber es wäre wohl zu viel verlangt gewesen, alle Phänomene in dieser Welt auf Anhieb verstehen zu wollen.

In unweiter Entfernung reckte sich eine golden glänzende Mauer in die Höhe, deren Krone nicht erkennbar war. Die Mauer wirkte wie die Begrenzung einer Insel, die losgelöst von allem in einem Meer von Nebeln zu schweben schien.

Verbarg sich dahinter der gesuchte Palast dieses mysteriösen Meisters? Und – was am wichtigsten war – befand sich Nicole wirklich in diesem Palast?

Bis zum Vorliegen anderweitiger Informationen mussten sie von diesen Annahmen ausgehen.

Trotz ihrer scheinbaren Flüchtigkeit stellten sich die wallenden Nebel als durchaus begehbar heraus. Mit langsamen Schritten gingen Zamorra und Bill auf die riesenhafte Mauer zu. Missvergnügt mussten sie erkennen, dass es an Toren und Pforten mangelte. Weit und breit war kein Eingang zu sehen. Die Mauer präsentierte sich als solider Block aus rostfarbenem Gold.

Dann jedoch, als sie nur noch wenige Meter entfernt waren, überschlugen sich die Ereignisse.

Plötzlich klaffte eine Lücke in der Wand und spie eine Armee von Ungetümen aus, deren Anblick das Blut in den Adern gefrieren ließ.

Im Nu waren die beiden Männer umringt. Tentakel, Pranken und andere Greifextremitäten drangen mit einer solchen Heftigkeit auf sie ein, dass ihnen die Angriffe der Pflanzenkreaturen von vorhin im Vergleich dazu wie das harmlose Gebalge von Kleinkindern vorkam.

An Gegenwehr und Flucht war angesichts dieser geballten

Gewaltladung nicht zu denken.
Professor Zamorra und Bill Fleming waren überwältigt, bevor sie auch nur einen einzigen klaren Gedanken fassen konnten.

***

Es schien Nicole in diesen Tagen vorherbestimmt zu sein, fortwährend eingesperrt zu werden. Jetzt saß sie hinter Gittern in der einzigen Zelle der Polizeistation von Duffy und hatte dabei das zweifelhafte Vergnügen, den beiden Gendarmen beim Verzehr ihres Frühstücks zuzusehen.
Käse und Wein. Nicole lief bei dem Anblick das Wasser im Mund zusammen. Erst jetzt merkte sie, wie hungrig sie war. Während des Aufenthalts in der Zwischenwelt hatte sie keinen einzigen Bissen zu sich genommen. Essen und Trinken schienen dort nicht zum Tagesablauf zu gehören.
»Ich habe Hunger und Durst«, sagte sie.
Die beiden Polizisten ließen sich bei ihrer Beschäftigung nicht stören und ignorierten sie.
»Es ist mein verfassungsmäßiges Recht, in Haft ordnungsgemäß beköstigt zu werden.«
Der eine der beiden Uniformierten wandte den Kopf und blickte zu ihrer Zelle hinüber.
»Gemeine Massenmörder haben überhaupt keine Rechte«, sagte er und schob sich anschließend ein Stück Käse in den Mund. »Wenn es nach mir ginge«, fügte er dann noch brummend hinzu.
Nicole wusste, dass es aussichtslos war, die Männer davon zu überzeugen. Sie hatte ›ihren‹ Steckbrief gesehen. Und ob sie wollte oder nicht – sie musste zugeben, dass die Fotografie auf dem Steckbrief genau ihrem gegenwärtigen Aussehen entsprach. Die Frau, die sich danach gedrängt hatte, die Braut des Satans zu werden, hatte sie ganz schön hereingelegt. Die Handlungsweise der Polizisten war also durchaus verständlich.
»Es geht aber nicht nach Ihnen, Monsieur«, beharrte sie auf ihrem Recht. »Und deshalb… Ich verlange ein Frühstück, oder ich werde mich beim Innenminister beschweren.«
»Auch noch frech werden, was?« Vier Augen musterten sie ungnädig.
Schließlich aber erklärten sie sich doch bereit, Nicole nicht verhungern zu lassen. Sie bekam Brot, Käse und einen Blechnapf voll Landwein. Nicht einmal im Maxim hatte es ihr so gut geschmeckt.
Während des Frühstücks dachte sie über ihre Lage nach. Sie war alles andere als rosig und würde sich bestimmt nicht verbessern, wenn erst die Beamten aus Clermont-Ferrand kamen, um sie zwecks Überstellung ins Stadtgefängnis abzuholen.
Wo waren Zamorra und Bill Fleming? Maurice d’Aragnan hatte sich

zwar geweigert, ihr konkrete Auskünfte zu geben, aber sie hatte aus seinen Andeutungen doch einiges mitbekommen. Fest stand, dass die beiden Château de Berri verlassen hatten, um nach ihr zu suchen. Nein, das stimmte nicht. Zamorra und Bill suchten nicht nach ihr, sondern nach einer verschwundenen Person namens Nicole Duval. Wie lustig das doch war.

Tatsächlich war ihr jedoch keineswegs nach Lachen zumute. Sie kannte den Chef und würde sich gar nicht wundern, wenn er längst bemerkt hatte, wo sie abgeblieben war. Möglicherweise hatten er und Bill sich bereits an ihre Spuren geheftet – an ihre Spuren, die sie in die Welt der Dämonen führen würden!

Soweit durfte es nicht kommen. Sie musste raus aus diesem Loch, musste die beiden Freunde daran hindern, einem Phantom nachzujagen und sich dabei in allerhöchste Gefahr zu begeben.

Aber wie sollte sie es anstellen, dem Polizeigewahrsam zu entkommen?

Sie grübelte und grübelte und doch wollte ihr nichts Rechtes einfallen. In letzter Konsequenz würde sie wohl versuchen müssen, sich mit Gewalt einen Weg in die Freiheit zu bahnen.

Wenig später bot sich eine Gelegenheit.

Das Telefon schrillte, und einer der beiden Gendarmen nahm den Hörer ab. Seinen Antworten war zu entnehmen, dass sich am anderen Ende der Leitung jemand befand, der den Verlust von zehn Hühnern beklagte. Brummend versprach der Polizist, sich sofort der Sache anzunehmen. Und das tat er dann wohl auch, denn er verließ kurz darauf die Polizeistation, so dass Nicole mit dem zweiten Beamten allein zurückblieb.

Dieser Beamte war ein schon älterer Mann, den zu überwältigen Nicole sich durchaus zutraute.

»Ich muss mal für kleine Mädchen«, sagte sie.

Der Polizist gab eine unfeine Antwort, deren Inhalt in etwa darauf hinauslief, dass sich seiner Ansicht nach Blechnäpfe nicht nur zum Trinken eigneten.

Nicole erhob wütenden Protest und hatte mit ihrem Geschrei schließlich Erfolg.

Der Gendarm trat auf die Zellentür zu, nicht ohne vorher seine Dienstpistole zu lockern.

»Wenn Sie an einen Fluchtversuch denken sollten… Ich würde Ihnen nicht dazu raten!« Bezeichnend tippte er gegen das Pistolenfutteral an seiner Hüfte. Dann fischte er aus der Hosentasche einen Schlüsselbund hervor und öffnete die Eisentür.

Offenbar beschränkte sich seine Erfahrung mit Gewaltverbrechern aufs rein Theoretische. Trotz seiner drakonischen Worte vorher erwies er sich als so harmlos wie der Bademeister eines

Seniorenschwimmbads.
Mit einer Bewegung, die er gar nicht kommen sah, hatte ihm Nicole die Pistole aus dem Halfter gezogen und auf ihn gerichtet. Auch das Entsichern vergaß sie nicht.
»So Alterchen, nun sei hübsch brav und mach keine Geschichten«, sagte Nicole. »Du weißt, ich habe schon zehn Männer umgebracht. Soll mir auf einen elften gar nicht ankommen.«
Er zitterte vor Angst, nahm ihre Worte offenbar für bare Münze.
Als einfacher Dorfpolizist hatte er es wahrscheinlich bisher nur mit Wirtshausschlägern, Landstreichern und… Hühnerdieben zu tun gehabt. ›Mörder‹ waren eine Dimension zu groß für ihn.
»Machen… machen Sie sich nicht unglücklich, Mademoiselle Godeau«, stammelte er.
»Liegt nur an dir, Alterchen. Wenn du tust, was ich dir sage, passiert dir nichts. Sonst…« Nicole hob die Pistole etwas an.
»Was… was soll ich tun?«
»So ist's brav«, lobte Nicole seine Bereitwilligkeit. »Du nimmst jetzt das Telefon und rufst den Comte d'Aragnan an. Sag ihm, meine Verhaftung sei ein großer Irrtum gewesen, da sich inzwischen ergeben hat, dass ich gar nicht Françoise Godeau bin. Dann kündigst du weiterhin meinen Besuch auf dem Schloss an und bittest den Comte, mich nett zu empfangen. Hast du alles verstanden?«
Immer noch schlotternd bestätigte er die Anordnung und griff eilig nach dem Telefonhörer. Er war ganz gewiss nicht aus dem Holz gemacht, aus dem man Krieger schnitzt.
»Und lass dir ja nicht anmerken, dass irgend etwas nicht stimmt«, wies Nicole ihn noch an. Dann setzte sie sich und verfolgte aufmerksam das Telefonat.
Der Gendarm machte seine Sache recht ordentlich. Das leichte Schwanken in seiner Stimme fiel kaum auf.
Als er fertig war, fragte ihn Nicole, ob er stolzer Besitzer eines PKW sei. Leider nannte er nur ein Leichtmotorrad sein eigen.
Nun ja, dachte Nicole, *immer noch besser als ein Fahrrad.*
Sie ließ sich den Zündschlüssel aushändigen und erkundigte sich dann nach dem Verbandskasten. Er beeilte sich, ihr dienlich zu sein, machte auch keine Schwierigkeiten, als sie ihn anschließend mit Hilfe von Heftpflastern und Binden in ein schweigsames Paket verwandelte, das sie in der Zelle ablegte.
Wenig später verließ Nicole die Polizeistation und schwang sich auf das Motorrad.

***

»Eins muss man den Burschen lassen«, sagte Bill Fleming mit einem Anflug von Galgenhumor. »Sie haben einen ausgeprägten Sinn für

geschichtliche Realitätsbezogenheit.«

Er als Historiker musste es wissen. Und Zamorra blieb nichts anderes übrig, als ihm voll und ganz zuzustimmen.

Man hatte sie in ein Verlies geschleppt, das in jeder Beziehung der Kellergruft einer mittelalterlichen Ritterburg entsprach. Schwaches Licht, das von irgendwoher einfiel, ermöglichte es ihnen, sich ein gutes Bild von der Lokalität zu machen. Die Wände waren aus schweren Quadern zusammengefügt worden. Austretendes Wasser sorgte für einen sinistren, dumpfen Glanz. Auch die schweren Steinplatten des Bodens waren von Feuchtigkeit durchsetzt wie ein Schwamm. In einer Ecke fielen mit nervtötender Regelmäßigkeit Wassertropfen auf den Stein herab. Die Luft war modrig und klamm. Ständiger Zug verursachte Gänsehaut und Frösteln.

Zamorra und Bill hingen wie Fragezeichen an einer Wand, mit schweren Eisenketten gefesselt. Jedes Mal wenn sie sich bewegten, klirrten die Glieder der Ketten. Drückend lastete das Gewicht des Metalls auf ihnen, schnitt grausam in Hand- und Fußgelenke ein.

Die Lage war absolut hoffnungslos.

Eine nicht messbare Zeiteinheit verging. Stunden? Tage? Wochen?

Sie wussten es nicht, und es war im Grunde genommen auch gleichgültig. Beide fanden sich langsam aber sicher damit ab, hier elend umkommen zu müssen ohne Nahrung, ohne Wasser, ohne Aussicht auf Rettung.

Es war wohl doch etwas vermessen gewesen, nur mit ein paar Silberkugeln bestückt die Dämonen in ihrem eigenen Reich herauszufordern. Trotzdem bedauerten die beiden ihre Aktion nicht. Sie waren es Nicole schuldig gewesen, alles Menschenmögliche zu versuchen. Und auch das Menschenunmögliche zu versuchen. Dass sie gescheitert waren, war bitter. Für Nicole vielleicht noch bitterer als für sie selbst.

Dann – ganz überraschend – bekamen sie Besuch.

Ein Wandsegment klappte zur Seite, schuf eine Öffnung.

Eine Gestalt betrat das Verlies.

Ein Dämon. Er sah einem normalen Menschen ziemlich ähnlich.

Nur die riesigen, wie Feuer glühenden Augen verrieten seine wahre Identität, die Augen und der goldene Federkamm der ihm bis in die Stirn wuchs.

Professor Zamorra kannte diesen Dämon aus uralten, überlieferten Schriften.

Hamaroth, der Dämon der Hinterlist und Heimtücke.

Er galt als einer der einflussreichsten Ratgeber des Höllenfürsten.

Die Frage, wer der Herr dieses Palastes war, wer dieser geheimnisvolle ›Meister‹ war, erledigte sich damit von selbst. Zamorra hatte es schon die ganze Zeit über geahnt. Jetzt jedoch wusste er es

ganz genau.

Der Dämon benutzte nicht die hier übliche Gedankensprache, sondern redete sie ganz normal an – in akzentfreiem Französisch.

»Sei gegrüßt, Meister des Übersinnlichen! Es ist uns eine hohe Ehre, dich in unserem Reich empfangen zu dürfen. Allerdings…«

Ein zynisches Lächeln erschien auf seinen allzu menschlichen Zügen.

»… allerdings muss ich gestehen, leicht enttäuscht zu sein. Für einen Menschen, der unserem Reich schon so viel Schaden zugefügt hat, bietest du einen recht kläglichen Anblick. Ein bisschen würdelos, deine Erscheinung! Würdest du mir da nicht zustimmen?«

Zamorra verzichtete auf eine Antwort. Er wollte dem Dämon nicht die Genugtuung geben, sich an seiner Ohnmacht zu weiden. Deshalb schwieg er und sah den Hinterlistigen nur stolz an. Ein Mensch – gebrochen am Körper, aber ungebrochen am Geist.

»Ah, du redest nicht mit mir«, sagte der Dämon. »Ich kann das gut verstehen, denn an deiner Stelle würde auch ich mich schämen.«

Dafür hatte Professor Zamorra nur ein geringschätziges Lächeln übrig.

Unberührt von der Missachtung, die ihm zuteil wurde, sprach Hamaroth weiter: »Ich bin aber sicher, dass sich deine Einstellung noch ändern wird. Jetzt vielleicht?«

Er machte eine kreisende Handbewegung. Ein heller Fleck entstand in der Mitte des Raumes. Milchige Nebel wallten, verflüchtigten sich zum Rande des Flecks hin. Der Fleck – Durchmesser etwa zwei Meter – gewann plastische Tiefe, erinnerte an ein Fenster, durch das man in einen anderen Raum hineinblicken konnte.

Der Raum war ein Boudoir, das aus einem vergangenen Jahrhundert zu stammen schien. Erlesen möbliert, schwelgender Luxus überall. Aber es war nicht das Interieur, das Zamorra und Bill sofort gefangen nahm.

Auf einem breiten Prunkbett lag eine junge Frau, nackt und schön.

Der Professor und sein Freund hielten den Atem unwillkürlich an.

»Nicole!«, entfuhr es Zamorra.

»Dachte ich es mir doch«, höhnte der Dämon. »Du bist also doch nicht stumm.«

Zamorra beachtete ihn nicht. Seine Augen hingen wie gebannt an der Mädchengestalt. Sie war der Grund, aus dem er und Bill sich in das Reich der Dämonen gewagt hatten. Und nun lag sie da – scheinbar ganz nahe und doch so weit entfernt.

Sie schien jetzt gemerkt zu haben, dass sie nicht mehr allein war: Wahrscheinlich hatte sich in ihrem Zimmer ebenfalls ein solches ›Fenster‹ gebildet, und sie konnte ihrerseits in das Verlies hineinsehen.

»Nicole!«, sagte Zamorra noch einmal, diesmal ganz laut und vernehmlich.

Das Mädchen hatte ihn gehört. Ein Lächeln, das ein bisschen unsicher wirkte, huschte über ihr Gesicht.

»Hallo!«, sagte sie. Mehr nicht!

Zamorra war erschüttert. Was hatten diese Teufel mit ihr gemacht? *›Hallo‹*, sonst nichts! Das war nicht die Nicole, die er kannte und… liebte. Hatte man sie bereits zu dieser entsetzlichen, unheiligen Hochzeit gezwungen, die Fabienne Duquesne hämisch in Aussicht gestellt hatte? Fast sah es so aus. Da war ein Ausdruck in ihren Augen …

»Oh, mein Gott!«, sagte er leise zu sich selbst.

Der Dämon hatte seine Worte mitbekommen.

»Nicht diese Töne, ja? Du scheinst nicht zu bedenken, wo du hier bist!«

Der Professor zerrte an seinen Fesseln, aber natürlich konnte er seine Lage dadurch nicht verbessern.

»Nicht so ungeduldig«, redete Hamaroth weiter. »Du wirst deine Freundin noch sehen, denn du wirst selbstverständlich zur Hochzeitsfeier eingeladen. Der Meister legt allergrößten Wert auf deinen Segen.«

Er wollte sich schier ausschütteln vor Lachen, aber das kümmerte den Professor gar nicht. Nur ein Gedanke beherrschte sein Denken: Die widerwärtige Vermählung mit dem Bösen hatte anscheinend noch nicht stattgefunden. Nicole musste also noch sie selbst sein.

Aber warum verhielt sie sich dann in einer Art und Weise, die ihrem Naturell so ganz und gar nicht entsprach?

Abermals versuchte er, mit ihr ins Gespräch zu kommen.

»Nicole…«, setzte er an.

Ihre Antwort entsetzte ihn.

»Lass mich in Ruhe«, musste er hören. »Ich will mit dir nichts mehr zu schaffen haben!«

Und um die Ernsthaftigkeit dieser Worte zu unterstreichen, drehte sie sich zur Seite und wandte dem Lichtfenster den Rücken zu.

»Deine Freundin scheint dich nicht mehr kennen zu wollen«, sagte der Dämon. Und wenn es auch nur unter großen Einschränkungen möglich war, die Empfindungsäußerungen eines Dämonen mit denen eines Menschen zu vergleichen, so glaubte Zamorra doch erkennen zu können, dass Hamaroth selbst von der Gefühlskälte des Mädchens überrascht war. Der Professor nahm sich jetzt jedoch nicht die Zeit, über diese Erkenntnis nachzudenken. Etwas anderes nahm seine Sinne weitaus mehr in Beschlag.

Er starrte auf den wohlgeformten Rücken der jungen Frau. Unterhalb des rechten Schulterblatts war ein großes Muttermal sichtbar.

Plötzlich hatte er eine Erklärung für das ungewöhnliche Verhalten des Mädchens. Ein solches Muttermal hatte er bei Nicole noch nie

gesehen.

Diese Frau war nicht Nicole.

Es war eine Fremde.

***

Maurice d'Aragnan empfing Nicole sehr frostig. Die telefonische Rehabilitierung durch den Gendarmen schien sein Misstrauen ihr gegenüber kaum eingedämmt zu haben.

Er saß in seinem Arbeitszimmer hinter einem großen Eichenschreibtisch und ließ sie auf einem davor stehenden Stuhl Platz nehmen.

»Was wollen Sie von mir, Mademoiselle Godeau?«, fragte er unfreundlich.

»Ich heiße nicht Godeau«, gab Nicole zurück. »Mein Name ist Duval, Nicole Duval!«

»Ja, ja – das hatten wir schon. Aber Sie gestatten wohl, dass ich meine eigene Meinung von den Dingen habe.«

»Parbleu, sind Sie ein hartnäckiger Zweifler«, entrüstete sich Nicole. »Passen Sie auf! Ich will Ihnen einen hundertprozentigen Beweis liefern, dass ich wirklich Nicole Duval bin. Kurz nach unserer Ankunft hier im Schloss, im Gelben Salon! Sie haben versucht, mit mir anzubändeln, wissen Sie noch? *›Sie erinnern mich stark an meine verstorbene Frau, Mademoiselle‹*, das haben Sie gesagt. Na?«

Der Comte verzog das Gesicht. »Das bestätigt nur meine Meinung«, sagte er.

»Wieso?«

»Sie sind mit übernatürlichen Mächten im Bunde. Sie wissen Dinge, die sie eigentlich gar nicht wissen können. Die Art und Weise, in der Sie hier zuerst erschienen sind… Und dann dieser Symbolstab! Ich kenne noch jemanden, der einen solchen Stab besitzt.«

Nicole nickte. »Fabienne Duquesne!«

Der wachsame Ausdruck in den Augen d'Aragnans verstärkte sich. »Eine Kollegin von Ihnen?«, fragte er lauernd.

Nicole gab es auf. Es würde ihr nicht gelingen, den Mann von der Wahrheit zu überzeugen. Und vielleicht war das auch zuviel verlangt. Es gab manches, was gegen sie sprach.

Dennoch – sie brauchte Informationen von dem Comte. Es ging um Zamorra und Bill. Und da sie sich vollkommen im klaren darüber war, dass er freiwillig nichts sagen würde, musste sie andere Saiten aufziehen, um ihn zum Sprechen zu bewegen.

»Also gut«, sagte sie. »Wenn Sie mir partout nicht glauben wollen… Kommen wir zur Sache. Erzählen Sie mir etwas über die Abreise von Professor Zamorra und Mister Fleming. Wohin wollten sie?«

Der Comte lachte. »Sie glauben doch nicht im Ernst, dass ich Ihnen

das sage?«

Nicole seufzte. Der Mann zwang sie zu Dingen, die ihr innerlich widerstrebten. Aber sie hatte keine andere Wahl.

Ihre Hand fuhr in den Ausschnitt des schillernden Gewands, das sie noch immer trug. Als sie wieder zum Vorschein kam, hielt sie die Dienstwaffe des Gendarmen umklammert.

»Tut mir leid, Comte«, sagte sie und zielte auf seine Stirn. »Sie lassen mir keine andere Wahl.«

D'Aragnan schien nicht einmal überrascht zu sein.

»Dachte ich mir doch, dass etwas Derartiges kommen würde«, meinte er mit ziemlich ruhiger Stimme. Mit der Rechten, die auf der Schreibtischplatte lag, machte er eine schnelle Bewegung. Er drückte auf einen roten Knopf am Telefon. Ein Summton wurde hörbar.

Im gleichen Augenblick wurde in Nicoles Rücken die Zimmertür aufgerissen, mehrere Männer stürmten herein. Bedienstete des Comte. Einer von ihnen, der Verwalter, hielt ebenfalls eine Pistole in der Hand.

»Keine Bewegung, Mademoiselle!«, stieß er hervor, »der…«

Die Drohung hätte er sich sparen können, denn sie kam viel zu spät. Nicole hatte bereits gehandelt.

Sie stieß sich von der Stuhlkante ab, gelangte unter die Schreibtischplatte und wuchs dann förmlich neben Maurice d'Aragnan aus dem Boden. Hart stieß sie ihm den Pistolenlauf in die Rippen.

»Lassen Sie Ihre Gorillas abschwirren, Monsieur«, forderte sie ihn auf. Und dann nicht so ganz der Wahrheit entsprechend – fügte sie noch hinzu: »Sonst sind Sie ein toter Mann!«

Der Comte zögerte nur kurz. Dann gab er seinen Leuten zähneknirschend die Anweisung, das Zimmer wieder zu verlassen. Diese kamen seinem Befehl sichtlich widerwillig nach.

Trotzdem wusste Nicole, dass die eingekehrte Ruhe nicht ewig währen würde. Die Leute dort draußen würden sich etwas einfallen lassen. Der Zeitpunkt des Interviews mit dem Comte war denkbar ungünstig geworden. Und es erschien höchst zweifelhaft, ob es ihr gelingen würde, ungeschoren wieder davonzukommen.

Plötzlich kam ihr ein Gedanke. Der Stab der tausend Reisen!

»Monsieur«, sagte sie. »Sie haben noch etwas in Ihrem Besitz, das mir gehört. Meinen… äh … Symbolstab.«

D'Aragnan sträubte sich ein wenig, erklärte sich dann aber bereit, den Gegenstand zurückzugeben.

»Wo haben Sie ihn?«, fragte Nicole.

»In meinem Safe.«

»Wenn ich bitten dürfte…«

Nicole trat drei Schritte zurück, um dem Comte das Aufstehen zu ermöglichen. Argwöhnisch die Pistole anstarrend, erhob sich

d’Aragnan und ging auf ein wuchtiges Landschaftsbild zu, das fast eine ganze Wand des Zimmers bedeckte. Er rückte das Bild ein Stück beiseite. Die Stahlplatte eines Tresors wurde sichtbar.

Nicole ließ ihn nicht aus den Augen und sah, wie er eine Zahlenkombination einstellte. Sie konnte die Reihenfolge der Ziffern nicht feststellen, da sich d’Aragnan größte Mühe gab, sich nicht in die ›Karten‹ gucken zu lassen. Nicole lächelte dazu nur. Sie hatte kein Interesse an dem Code. Schließlich wollte sie den Freund Zamorras nicht berauben.

Die Safetür sprang auf. Nicole drängte den Comte mit sanfter Pistolengewalt zur Seite. Manche Leute bewahrten Waffen in ihren Safes auf. Und sie wollte kein Risiko eingehen.

Es lag keine Waffe in dem Tresor. Papier, Banknoten, der Stab aus dem Zwischenreich und… das Amulett ihres Chefs!

Sie erkannte es sofort, hatte es oft in aktivem oder auch inaktivem Zustand an Zamorra gesehen. Jetzt erstrahlte es nur ganz matt.

Nicole stutzte. Sie verstand nicht, wieso Zamorra das Amulett zurückgelassen hatte. Unter normalen Umständen trennte er sich nie von seinem metallenen Schutzengel. Was mochte ihn diesmal dazu bewogen haben? Sie zweifelte nicht daran, dass er es freiwillig in die Obhut des Comte gegeben hatte. Die Frage war nur, warum.

Ihr war klar, dass sie jetzt keine Antwort auf diese Frage finden würde. So vertagte sie das Problem auf einen späteren Zeitpunkt und griff nach dem Stab der tausend Reisen.

Keine Sekunde zu spät!

Der Comte hatte ihre momentane Unaufmerksamkeit ausgenutzt und war mit zwei, drei schnellen Schritten zur Tür gesprungen.

Nicole hätte noch die Möglichkeit gehabt, auf ihn zu schießen.

Aber dies lag ihr natürlich fern. Der Mann hielt sie für eine Verbrecherin, für eine Komplizin Fabienne Duquesnes, jener Frau, die seine Ländereien verhext hatte. Konnte sie ihm seine Handlungsweise verübeln?

Flucht – das war der einzige Ausweg.

›Château Montagne!‹ sagte sie in Gedanken und konzentrierte sich auf den magischen Stab.

Es geschah nichts.

Der Stab in ihrer Hand blieb inaktiv wie ein erloschener Vulkan.

Maurice d’Aragnan hatte jetzt die Tür aufgerissen und stürzte nach draußen.

»Feuer frei!«, hörte sie ihn rufen.

Sekunden später pfiff die erste Kugel haarscharf über Nicoles Kopf hinweg.

***

Hamaroth, der Dämon mit dem menschlichen Aussehen und der teuflischen Seele, hatte sich wieder entfernt.

Die beiden Freunde, nach wie vor mit schmerzhaft verrenkten Gliedern an die feuchte Wand gefesselt, unterhielten sich leise.

»Es war nicht Nicole«, sagte Zamorra zum wiederholten Male.

Bill widersprach. »Es hat keinen Zweck, sich etwas vorzumachen, Freund. Sie war es. Ich kenne sie zwar nicht so gut wie du, aber immerhin noch gut genug. Auch wenn ihr Verhalten… hm … abstoßend war, für mich gibt es keinen Zweifel an ihrer Identität.«

Trotz der misslichen Lage, in der sie sich befanden, musste der Professor lächeln. »Du hast recht, wenn du sagst, dass du sie nicht so gut kennst wie ich«, meinte er. »So sind dir sicherlich einige Teile ihrer Anatomie nicht so vertraut wie mir.«

Er berichtete von seiner Entdeckung des verräterischen Muttermals.

»Meinst du wirklich?«, staunte der Historiker. »Aber was sollte dann diese ganze Aktion gerade?«

»Ich weiß es nicht, Bill. Wenn mich nicht alles täuscht, hält auch Hamaroth – das ist der Name des Dämons, der uns soeben die Ehre seines Besuchs gegeben hat – diese Frau für die richtige Nicole. Was wirklich vorgeht… Tut mir leid, ich kann es dir auch nicht sagen.«

Die Lösung des Rätsels ließ überraschenderweise nicht lange auf sich warten.

Das stereotype Geräusch der fallenden Wassertropfen, die einzigen Laute, die an ihr Ohr drangen, wurde auf einmal von anderen Geräuschen in den Hintergrund gedrängt.

In einer anderen Ecke des Verlieses klang ein Schaben auf, das sich anhörte, als würde jemand mit einem Besen über den Boden kehren.

Das Gespräch der beiden Männer verstummte abrupt. Beide blickten angespannt in die betreffende Ecke. Das diffuse Licht machte es ihnen nicht leicht, etwas zu erkennen. Schließlich jedoch konnten sie es sehen.

Eine Schlange!

Sie schlängelte sich durch eine Lücke zwischen zwei Quadern. Der Spalt war eigentlich viel zu schmal, um das oberarmdicke Reptil durchzulassen. Aber die Schlange schaffte es. Züngelnd schob sich ihr Kopf immer weiter in den Raum hinein, den glatten Leib nach sich ziehend.

Das Tier war von atemberaubender Scheußlichkeit und erfüllte Zamorra und Fleming mit sofortigem Ekel. Die giftgrüne Schuppenhaut, durchwirkt von schwarzen und roten Ringmustern, war über und über mit einer gallertartigen Schleimschicht bedeckt. Unsagbar tückische Augen funkelten in dem dreieckigen Kopf. Nadelspitze Zähne wurden von einer gespaltenen Zunge umspielt.

Die Kreatur schlängelte sich in bizarren Zuckungen über den

Steinboden, kam genau auf die Stelle zu, an der die beiden an ihren Ketten hingen. Zwischen ihnen machte sie halt, hob ihren widerwärtigen Kopf in die Luft, ließ ihn nach links und rechts pendeln. Mehrfach stieß sie dabei gegen die Beine der Männer. Schauer des Abscheus und des Entsetzens liefen Zamorra und Bill den Rücken hinunter. Sie rechneten jeden Augenblick damit, dass das Reptil seine Zähne in ihr Fleisch schlagen und lähmendes Gift in die gerissenen Wunden spritzen würde.

Aber es kam anders.

Plötzlich veränderte sich der widerwärtige Schlangenkopf. Er verlor seine dreieckige Form, wurde runder und breiter. Die Schuppen wichen zurück, machten weiß schimmernder Haut Platz. Die Umrisse eines menschlichen Gesichts begannen sich abzuzeichnen. Den beiden Männern traten beinahe die Augen aus den Höhlen. Was sich hier abspielte, war abstoßend und faszinierend zugleich. Dann war die Metamorphose abgeschlossen.

Der Kopf, der jetzt auf dem zuckenden Schlangenleib saß, zeigte das Gesicht eines Menschen.

Das Antlitz einer Frau.

Das Gesicht Nicole Duvals!

Zamorra musste sich ungeheuer beherrschen, um nicht laut loszuschreien. Und Bill Fleming ging es in dieser Beziehung keinen Deut anders.

»Nicole!«, flüsterte er beinahe tonlos.

Der Professor schüttelte heftig den Kopf. »Das ist nicht Nicole«, sagte er heftig. »Das ist die Frau, die wir vorhin in dem Boudoir gesehen haben.«

Das Mädchengesicht verzog sich zu einem bösen Lächeln.

»Sie sagen es, Monsieur«, hörten sie eine melodische Stimme, eine Stimme, die der Nicoles zum Verwechseln ähnlich war.

»Wer bist du?«, fragte Zamorra. Er musste sich regelrecht zwingen, dieses Gesicht anzusehen, das ihn auf so bedrückende Weise an das ungewisse Schicksal seiner Freundin erinnerte.

»Das frage ich Sie«, antwortete die Schlange mit dem Kopf Nicole Duvals.

»Das weißt du nicht?« Zamorra war verblüfft. Er hatte eigentlich gedacht, dass sämtliche Dämonen mittlerweile über ihn Bescheid wussten. Sollte er sich in dieser Beziehung getäuscht haben?

»Ich bin leider nicht allwissend«, antwortete das unheimliche Geschöpf ausweichend.

Zamorras scharfer Verstand arbeitete auf Hochtouren. Er hatte schon des öfteren Begegnungen mit Dämonen gehabt. Aber niemals war einer darunter gewesen, der eine Schwäche eingestanden hätte.

Dieses Geschöpf hier jedoch gab unumwunden zu, nicht allwissend

zu sein. Wenn das keine Schwäche war, dann wusste er es nicht.
»Du bist kein Dämon!«, sagte er aufs Geradewohl.
»Erraten!«, stimmte der Mädchenkopf zu. »Ich bin nur eine keine Hexe.« Ein unangenehmes Kichern erklang. »Aber das soll nicht heißen, dass ich nicht einiges von den Künsten der Dämonen verstehe.«
Zamorra konnte ihr da nicht widersprechen. Hexen waren Menschen, die ihre Seele dem Reich der Finsternis verschrieben und als ›Belohnung‹ in einige dunkle Geheimnisse eingeweiht wurden. Fabienne Duquesne war eine Hexe, von deren Kräften er bereits einige Kostproben bekommen hatte. Wie es aussah, wurden die Möglichkeiten der Gouvernante von dieser Hexe hier jedoch weit in den Schatten gestellt. Das Gefühl kommenden Unheils lastete schwer auf seinen Schultern.
»Was willst du von uns?«, fragte er. »Und wieso zeigst du dich hier in der Maske meiner Freundin Nicole? Ich habe sofort erkannt, dass es nur eine Maskerade ist.«
Der Mädchenkopf hüpfte nickend auf dem sich windenden Schlangenkörper. »Ich weiß! Und beinahe wäre es dir gelungen, Hamaroth mit Misstrauen zu erfüllen. So etwas darf sich nicht wiederholen und deshalb…« Der angefangene Satz blieb drohend in der Luft hängen.
»Und deshalb?«, fragte der Professor.
»Und deshalb muss ich dafür sorgen, dass ihr mich nicht verraten könnt!«
Zamorras Herzschlag ging etwas schneller. »Und wie willst du das anstellen?«
»Ich werde euch töten!«
Bill Fleming ächzte. »Das wirst du nicht wagen, nichtsnutziges Weib«, warf er ein. »Der Verdacht könnte auf dich fallen.«
Nicoles ebenmäßiges Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse, die die rechtmäßige Trägerin dieses Gesichts niemals zustande bringen würde.
»Ich glaube nicht, dass ein Verdacht auf mich fallen wird«, sagte die Hexengestalt. »Es wird nämlich nicht die geringste Spur von euch übrigbleiben.«
»Wie?«
»Ich werde euch einfach auffressen«, sagte die Hexe.
Die Konturen des Gesichts wurden schemenhaft. Der dreieckige Schlangenkopf nahm wieder Gestalt an.

***

Nicole hatte sich schnell von ihrer Überraschung erholt. Der Stab funktionierte nicht! Das war eine Tatsache, mit der sie sich abfinden musste.

Nicht abfinden hingegen konnte sie sich mit der Rolle als menschliche Zielscheibe für Revolverkugeln, in die man sie hier gedrängt hatte.

Mit einem schnellen Schritt hatte sie notdürftigen Schutz hinter der aufstehenden Tür des Wandtresors gefunden.

Zwei weitere Kugeln prallten gegen das Metall, wurden abgelenkt und surrten als Querschläger durch das Zimmer.

Nicole schoss zurück. Sie zielte hoch unter den Türrahmen, denn es lag nicht in ihrer Absicht, jemanden zu treffen. Ihre Schüsse sollten lediglich der Abschreckung dienen.

Und mit dieser Maßnahme hatte sie zuerst einmal Erfolg. Draußen auf dem Flur trat eine Feuerpause ein. Offenbar handelten auch die Leute des Comte nach der Devise ›Sicherheit zuerst‹.

Sie konnte ein wenig Atem schöpfen.

Aber wie lange? Auf Dauer konnte sie dieser Belagerung hier nicht widerstehen. Und es war sicherlich auch nur eine Frage der Zeit, bis auch die Gendarmen wieder eingriffen. Wahrscheinlich war der Polizist, den sie in die Zelle gesperrt hatte, inzwischen längst von seinem Kollegen gefunden worden.

Wie konnte sie sich aus dieser Lage befreien, die ihr immer mehr vorkam wie die Szene eines absurden Theaterstücks?

Ihr Blick fiel wieder auf das Amulett des Chefs. Ob es sie schützen konnte? Wahrscheinlich nicht. Soweit sie informiert war, beschränkte sich seine Wirkungsweise allein auf magische Phänomene. Und an Bleikugeln aus einem herkömmlichen Revolver war nun wirklich nichts Magisches.

Dennoch – der leichte Silberglanz des Amuletts übte eine ungeheure Anziehungskraft auf sie aus. Sollte sie es an sich nehmen? Sie konnte jetzt noch nicht wissen, was noch auf sie zukommen würde.

Und Zamorra würde sicherlich nicht böse auf sie sein.

Zwischen ja und nein schwankend streckte sie eine Hand in den Safe. Zögernd näherten sich ihre Fingerspitzen dem Zaubermetall.

Eine merkwürdige Scheu erfüllte sie jetzt. Merlin selbst hatte das Amulett geschmiedet, Merlin, der Herr aller Zauberer und Magier.

Würde auch er damit einverstanden sein, dass sie sein Werkzeug in Besitz nahm?

Draußen krachte wieder ein Schuss. Die Kugel schlug neben ihr in das schiefhängende Landschaftsbild und radierte fetzend eine Bergspitze aus.

Der Schuss wirkte auf Nicole wie ein verschlüsseltes Kommando.

Ihre Hand schloss sich um das Amulett des Professors.

Da packte sie das Entsetzen.

Ein greller Blitz zuckte, und ein stechender Schmerz fuhr durch ihren Körper. Ihr war, als wäre sie von einer feurigen Lanze durchbohrt

worden. Das Amulett in ihrer Hand glühte wie Holzkohle in einem Grill.

Ihr Gesicht brannte, als habe sie es in Salzsäure getaucht. Die Haut schien zu kochen, und die Knochen kamen ihr vor, als würden sie aus formbarem Knetgummi bestehen.

Dann – keine zwei Sekunden später – spürte sie nichts mehr. Auch das Amulett fühlte sich nicht anders an als ein x-beliebiger Haushaltsgegenstand.

Eine plötzliche Ahnung packte sie. Sie fuhr sich mit der Hand durchs Gesicht, tastete Lippen, Nase und Stirn ab.

Beinahe hätte sie einen Jubelschrei ausgestoßen. Sie brauchte keinen Spiegel mehr. Ihre Fingerspitzen hatten ihr genug verraten.

Sie hatte ihr eigenes Gesicht wieder!

Ganz offensichtlich hatte das Amulett die Wandlung bewirkt. Es hatte den bösen Zauber ausgelöscht, durch den ihr Gesicht in das einer zehnfachen Mörderin verwandelt worden war.

Sie hatte jetzt auch eine Erklärung dafür, dass der Stab der tausend Reisen nicht mehr funktionierte. Die beiden magischen Gegenstände hatten ganz dicht nebeneinander in dem Safe gelegen. Anscheinend hatte das Amulett auch aus dem Stab die Macht des Bösen gezogen und ihn zu einem nutzlosen Metallstück werden lassen.

Ob Maurice d'Aragnan ihr jetzt Glauben schenken würde?

Sie hoffte es.

»Ich ergebe mich!«, rief sie laut und warf zur Bekräftigung ihrer Worte die Pistole in Richtung Tür. Polternd fiel die Waffe zu Boden.

Sie trat hinter der Safetür hervor und blieb abwartend mitten im Raum stehen.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis sich jemand zeigte. Das Misstrauen ihr gegenüber war offenbar groß. Schließlich jedoch wurde die halb offenstehende Tür ganz aufgestoßen. Boilieu hatte die Pistole in der Hand und hielt sie drohend auf Nicole gerichtet. An seiner Seite standen d'Aragnan und die beiden anderen Männer.

Sie alle starrten mit dem Ausdruck größter Verwunderung auf Nicole.

Der Comte trat einen Schritt vor. »Mademoiselle Nicole!«, rief er spontan. »Wie haben Sie…« Er unterbrach sich und kniff die Augen zusammen. »Ist das ein neuer höllischer Trick von Ihnen?«, wollte er dann wissen.

Nicole lachte. »Nein, Sie können ganz sicher sein«, antwortete sie.

Die Männer tauschten vieldeutige Blicke.

»Wenn Sie mich fragen«, meinte der Verwalter. »Dem Aussehen nach ist es Mademoiselle Duval. Und die Stimme stimmt auch.«

Der Comte ging noch einmal kurz mit sich selbst zu Rate und gab sich dann einen Ruck.

»In Ordnung«, sagte er zu seinen Männern. »Ihr könnt dann jetzt

gehen. Wenn ich euch brauche, lasse ich euch rufen.« Mit der Fußspitze tippte er gegen Nicoles Pistole, die vor ihm auf dem Boden lag. »Vielleicht nehmt ihr das hier sicherheitshalber noch mit.«

Boilieu nahm die Waffe an sich und verließ dann mit seinen Begleitern den Raum. Nicole und d'Aragnan waren wieder allein.

Nicole brauchte eine gute Viertelstunde, um den Comte restlos zu überzeugen. Es fiel ihm sichtlich schwer, all die Ungeheuerlichkeiten zu glauben, die sie ihm auftischen musste. Immer wieder schüttelte er den Kopf und murmelte: »Das gibt es doch gar nicht!«

Endlich kam auch Nicole dazu, die Fragen zu stellen, die ihr auf der Zunge brannten. D'Aragnan war von Zamorra nicht voll eingeweiht worden, aber das was er wusste, genügte Nicole vollauf.

Ihre trüben Ahnungen, dass Zamorra und Bill mit Hilfe von Fabienne Duquesnes magischem Stab in das Reich der Dämonen gereist waren, bestätigten sich. Schmerzlich an dieser Information war insbesondere auch die Erkenntnis, dass ihr selbst nun der Weg ins Zwischenreich versperrt war. Ihr eigener – Françoise Godeaus – Stab funktionierte nicht mehr. Und Fabiennes Stab hatten die Freunde genommen. Wie es aussah, gab es keine Möglichkeit für sie, den beiden zu Hilfe zu eilen.

Oder doch?

Als Maurice d'Aragnan berichtete, dass es Zamorra anscheinend gelungen war, Fabienne Duquesne mit Hilfe des Amuletts gefügig zu machen, kam ihr eine Idee.

Es gab doch noch eine Möglichkeit, Verbindung mit dem Dämonenreich aufzunehmen. Auch ohne magischen Stab.

Ruckartig erhob sie sich von ihrem Stuhl.

»Kommen Sie, Comte!«

D'Aragnan blinzelte. »Wohin, Mademoiselle Nicole?«, fragte er.

»Zu Fabienne Duquesne!«, sagte Nicole.

***

Die Hexe hatte sich jetzt wieder ganz in ihre Schlangenform zurückverwandelt. Züngelnd und den abgrundhässlichen Kopf wiegend saß das Reptil vor ihnen. In den Augen brannte ein kaltes Feuer, und grüner Geifer tropfte aus dem Maul auf die Steinplatten zu ihren Füßen.

Professor Zamorra fragte sich flüchtig, wie sie es fertig bringen wollte, zwei Männer von ihrer Größe spurlos in ihrem immerhin nur armdicken Rumpf verschwinden zu lassen. Aber die scheinbare Unmöglichkeit dieses Umstands beruhigte ihn in keiner Weise. Kein Sterblicher wusste vielleicht so gut wie er, dass hier im Reich der Geister und Dämonen die von der Erde her gewohnten physikalischen Gesetze keine Gültigkeit hatten. Zeit und Raum, Materie und Geist –

all dies war hier ganz anderen, oft rätselhaften Gesetzmäßigkeiten unterworfen.

Wider besseres Wissen zerrte er an seinen Ketten. Die metallenen Glieder klirrten, wenn sie gegeneinander stießen, lockerten sich aber keinen Millimeter.

Plötzlich hatte er aber doch das Gefühl, dass der Druck an seinen Arm- und Fußgelenken ein wenig nachließ.

Einbildung?

Er glaubte nicht so recht daran, dass ihm die erstarrten und furchtbar malträtierten Glieder nur einen Streich spielten.

Die Ketten saßen tatsächlich lockerer!

Er wollte gerade Bill von seiner Feststellung unterrichten, als ihm seine Nerven eine weitere Veränderung des augenblicklichen Zustandes meldeten.

Irgend etwas Unbegreifliches ging mit seinem Körper vor. Muskeln, Fleisch und Knochen wurden von wilden Schmerzwellen durchrast. Er hatte das Gefühl, von einer ungeheuren Kraft zusammengepresst zu werden, zu schrumpfen.

Alarmiert blickte er an seinem Körper hinunter. Was er sah, ließ ihn beinahe dem schreienden Wahnsinn anheimfallen.

Er schrumpfte tatsächlich!

Und nicht nur dies. Seine Haut veränderte sich ebenfalls, wurde grau wie die eines Nagetiers. Ruppiges Fell bildete sich. Und der Schrumpfungsprozess ging weiter.

Seine Arme und Füße waren jetzt aus den Eisenringen geschlüpft – ganz von selbst. Hart stürzte er zu Boden.

Die Perspektive änderte sich. Fast hatte er den Eindruck, als sei er plötzlich in eine zweidimensionale Welt versetzt worden. Den Begriff Höhe nahm er kaum noch wahr. Breite und Länge waren es, die sein Wahrnehmungsvermögen beherrschten.

Sein Blick irrte hinüber zu Bill.

Er schrie.

Aber der Schrei war nicht mehr der eines Menschen, hörte sich in seinen eigenen Ohren wie das an, was er war: Ein grelles Piepsen.

Bill Fleming war im Begriff, sich in eine kleine graue Maus zu verwandeln.

Und er selbst auch!

Mit letzter Kraft kämpfte er gegen die Wogen des Irrsinns an, die ihn zu überspülen drohten.

Er wurde – war jetzt – eine Maus!

Ein Gedanke hämmerte in seinem Hirn: *Die Schlange frisst die Maus! Die Schlange frisst die Maus!*

Die Schlange!

Er roch sie mehr, als er sie sah. Die Verwandlung in eine Maus hatte

auch sein Wahrnehmungsvermögen auf eine andere Basis gestellt.

Das Reptil war unmittelbar vor ihm, reckte sich wie ein Berg vor ihm in schwindelnde Höhen, von denen er sich schon keine rechte Vorstellung mehr machen konnte. Eine grünliche Schleimlache zerplatzte neben ihm, besprühte ihn mit Tropfen, die sich sengend in sein Fell fraßen.

Gift?

Die Maus, die Zamorra hieß, lief los – zu der Stelle, von der sie wusste, dass dort ein Spalt in der Wand klaffte. Bergartige Hindernisse stellten sich ihr in den Weg – Unebenheiten des Bodens, aus der neuen Perspektive gesehen enorm vergrößert. Die Maus sprang darüber hinweg, erreichte die Wand.

Aber der Spalt war unerreichbar. Der riesige Körper der Schlange blockierte den Einstieg.

Eine neue grüne Giftlache quoll über den Stein.

Die Maus rannte erneut los, lief um ihr Leben.

Lautes, zischendes Lachen erfüllte den Raum.

***

Sie mussten mehrere Stunden warten, bis Fabienne Duquesne aus der Narkose erwachte, die Doktor Ducas ihr verabreicht hatte.

Als der Augenblick dann kam, war Nicole bereit. Sie drückte das Amulett genau auf die Stelle von Fabiennes Stirn, an der sich das Mal des Drudenfußes abzeichnete. Genauso musste es der Chef gemacht haben.

Die Gouvernante schlug die Augen auf und schrie augenblicklich heulend los.

»Weg! Tun Sie es weg!«

Anfänglich blieb Nicole hart wie Stahl. Dann aber gingen ihr die fortwährenden Schreie doch an die Nieren. Sie kam sich vor wie ein Folterknecht bei der Inquisition.

»Nehmen Sie es weg!«, tobte Duquesne mit verzerrtem. Gesicht.

»Ich mache alles, was Sie wollen!«

Maurice d'Aragnan, der ebenfalls im Zimmer seiner ehemaligen Geliebten anwesend war, machte eine abwehrende Handbewegung, als er die plötzliche Unentschlossenheit Nicoles bemerkte.

»Ich würde vorsichtig sein«, warnte er. »Ich war dabei, wie sie Zamorra und den Amerikaner mit dem gleichen Trick reinlegen wollte.«

»Nein, nein!«, schrie die Frau. »Diesmal werde ich nichts unternehmen. Ich schwöre es!«

Nicole glaubte ihr zwar nicht, aber sie konnte die sichtbare Qual der Hexe nicht länger mit ansehen. Sie zog ihre Hand mit dem Amulett zurück.

Das Mal des Drudenfußes hatte sich auf erschreckende Weise verstärkt.

»Ich warne dich, Dämonenbraut«, sagte Nicole drohend. »Beim geringsten Versuch, deine Höllenkünste zu demonstrieren, werde ich keine Gnade kennen.«

Fabienne Duquesne nickte schwach. Wie es aussah, beabsichtigte sie zumindest im Moment nicht, Widerstand zu leisten.

Erst jetzt schien sie zu erkennen, wer ihr Quälgeist war.

Ihre Augen starr auf Nicole richtend sagte sie: »Du? Eine Dienerin lehnt sich gegen die Macht der Herren auf?«

Nicole lachte böse. »Du hast Pech gehabt, liebe Schwester. Dein schöner Plan, mich diesem Scheusal Astabaal an den Hals zu werfen, ist nicht so aufgegangen, wie du dir das gedacht hast. Aber das ist jetzt auch belanglos. Ich brauche deine Unterstützung. Und wenn du dich weigerst, mir zu helfen…« Nicole zeigte mit der freien Hand auf das Amulett, das nur eine Handbreit von Fabienne Duquesnes Stirn entfernt war.

Angstvoll blitzte es in den Augen der Gouvernante auf.

»Ich werde dir helfen«, sagte sie.

»Du weißt, was gut für dich ist«, antwortete Nicole. »Beantworte mir zunächst folgende Frage: Wie hast du es angestellt, deine vier Spießgesellinnen herbeizuzitieren, als es darum ging, Astabaal für mich aus der Dämonenwelt zu holen?«

»Kraft meiner Gedanken!«

»Drück dich etwas verständlicher aus«, forderte Nicole.

»Ich lasse meine Gedanken in die Ferne schweifen. Die Dienerinnen, die meinen Ruf hören, nehmen den Stab der Tausend Reisen und eilen herbei. Das ist alles.« Unaufgefordert fügte sie sogar noch hinzu: »An dem Tag, an dem ich beschloss, mich an Maurice d'Aragnan zu rächen – und selbst wenn es meine Seele kosten sollte – war es genauso. Mein Ruf wurde gehört, obgleich ich zu diesem Zeitpunkt die Weihe noch nicht empfangen hatte.«

So wird man also Hexe, dachte Nicole im Stillen. Sie verfolgte den Gedankensprung nicht weiter, sondern kam sogleich wieder zum eigentlichen Thema zurück.

Sie fragte: »Die Masken, die ihr bei einer Dämonenbeschwörung tragt, sind die unerlässlich?«

»Nein«, antwortete die Hexe bereitwillig »Sie dienen lediglich einem günstigeren Fluidum. Sie werden nicht im Reich der Herren geweiht, sondern stammen von dieser Welt.«

Nicole atmete erleichtert auf. Dieser Punkt hätte zu Schwierigkeiten führen können, denn ihre eigene Astabaal-Maske war ja im Zwischenreich verblieben.

»Noch ein Frage«, sagte sie. »Wenn ein Dämon beschworen wird… Ist

das Beschwörungsritual immer das gleiche?«

Duquesne nickte. »Nur die Namen der Dämonen wechseln. Es kommt darauf an, wer gerufen werden soll.«

»Ausgezeichnet«, kommentierte Nicole befriedigt. »Dann steht einer kleinen Beschwörungsfeier ja nichts im Wege.«

Sie dachte angestrengt nach. Wie konnte sie das Weib zur Kontaktaufnahme mit den bösen Kräften zwingen, ohne dabei die Kontrolle über sie zu verlieren? Dies war in der Tat ein schwieriges Problem.

Dann kam ihr eine Idee.

»Ist Doktor Duclas noch im Haus?«, fragte sie den Comte.

Dieser nickte.

»Würden Sie ihn bitte holen?«

D'Aragnan ging und kehrte kurz darauf mit dem Arzt zurück.

»Doktor, ich nehme an, dass Sie etwas von Giften verstehen«, sagte Nicole.

»Jeder Mediziner tut das«, antwortete Duclas.

Nicole erläuterte ihren Plan: »Ich möchte, dass Sie dieser Dame hier ein Gift geben, das in ein paar Stunden absolut tödlich wirkt, wenn nicht ein entsprechendes Gegengift eingenommen wird. So etwas gibt es doch, nicht wahr?«

»Grundsätzlich schon«, gab der Arzt zurück. »Allerdings… Mademoiselle, eine solche Maßnahme verträgt sich nicht mit meinem Berufsethos. Wir Mediziner sind dazu da, den Menschen zu helfen, nicht sie …«

Nicole unterbrach ihn. »Wenn Sie von Menschen sprechen, stimme ich Ihnen zu. In diesem Fall liegt die Sache jedoch etwas anders. Ihr Freund, der Comte, wird Ihnen das bestätigen können.«

»Voll und ganz!«, stimmte d'Aragnan zu.

Ducas erklärte sich schließlich, wenn auch nach wie vor widerstrebend, einverstanden.

Nicole widmete ihre Aufmerksamkeit wieder der Hexe, die dem Gespräch mit weit aufgerissenen Augen gefolgt war.

»Ich nehme an, Dämonenbraut du weißt schon, auf was ich hinaus will«, sagte Nicole. »Ich nehme das Gegengift in Verwahrung und verstecke es an einem Ort, den nur ich kenne. Falls mir etwas zustoßen sollte, wirst du sterben und kannst fortan deinem Dämonen als Sukkubus dienen. Und falls du auf den Gedanken kommen solltest, den Doktor unmittelbar wegen des Gegengiftes anzugehen…« Sie lächelte. »Das wird dir nicht gelingen, denn der Doktor tritt sofort eine Fahrt ins Blaue an und kommt erst zurück, wenn es zu spät ist, das Gegengift zu verabreichen. Habe ich mich verständlich genug ausgedrückt?«

Sie hatte. Fabienne Duquesne gelobte, eine folgsame Mitarbeiterin zu

sein. Sie war sogar interessiert daran, endlich zu erfahren, welcher Dämon denn gerufen werden sollte.

»Oh«, sagte Nicole fast heiter, »wir werden eine Brücke zu gleich zwei Dämonen schlagen. Ihre Namen lauten: Zamorra und Bill Fleming!«

***

Zeit seines Lebens hatte sich der Professor Zamorra niemals darüber Gedanken gemacht, wie groß denn wohl der Kräftehaushalt einer Maus sei. Jetzt war dieser Punkt zu einer reinen Existenzfrage geworden.

Er wusste nicht, wie lange er und Bill es noch schaffen würden, den Nachstellungen der Schlange zu entgehen. Lange bestimmt nicht mehr.

Wie die Irrwische hetzten sie über die Hügellandschaft des Verliesbodens, versuchten sie, Lücken zwischen den Steinquadern zu finden, in denen sie sich verbergen konnten. Sie fanden keine, mussten stetig in Bewegung bleiben, um nicht dem züngelnden Riesenrachen des verhexten Reptils zum Opfer zu fallen.

Ganz offensichtlich machte die Hexe noch nicht richtig Ernst. Sie spielte mit ihren Opfern, weidete sich an ihrer Todesangst. Wenn sie der Spielerei müde wurde und methodisch Jagd auf sie machte, waren sie rettungslos verloren. Die ganze Zeit über hatte Zamorra die stille Hoffnung, dass Hamaroth oder ein anderer Dämon aufmerksam werden und herbeieilen würde. So grotesk es war, er wünschte sich von ganzem Herzen, dass einer seiner Erbfeinde auf der Bildfläche erscheinen möge. Aber so wie es aussah, war diese Hoffnung nichts als leerer Wahn. Die Herren des Palastes beschäftigten sich wohl mit anderen Dingen, kümmerten sich nicht um solche Belanglosigkeiten wie das Wohlergehen von zwei menschlichen Gefangenen. Und sie rechneten wohl auch nicht damit, dass eins ihrer Geschöpfe eine Initiative ergriff, die ihren eigenen Vorstellungen nicht so ganz entsprach.

Zamorra merkte, dass er schwächer und schwächer wurde. Seine Sekunden waren gezählt.

Plötzlich war ihm, als würde jemand seinen Namen rufen, seinen und den des Freundes.

»Zamorra! Bill Fleming!«

Litt er an Halluzinationen?

Fing die Todesangst an, seinen Geist zu verwirren?

Nein, da war es wieder.

»Komm, oh komm, Zamorra. Wir warten auf dich!«

Der Ruf drang nicht akustisch an seine Spitzohren, fand unmittelbar Eingang in sein Bewusstsein.

Kein Zweifel – jemand rief ihn. Nicht nur eine Person, mehrere!

Fünf!

Die geistigen Stimmen waren seltsam eindringlich, flehten ihn beinahe an, versprachen ihm ungeahnte Freuden.

Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass die Nachstellungen der Schlange ins Stocken geraten waren.

Hörte die Hexe in Reptilgestalt die geheimnisvollen Rufe ebenfalls?

Und dann waren da auf einmal nicht nur diese geisterhaften Stimmen.

Er sah, ohne dass dabei die Netzhaut als Übermittlungsträger in Erscheinung trat.

Eine Straße – aus glühenden Funken geboren.

Eine Brücke!

Eine Brücke, die einen unvorstellbaren Abgrund überspannte.

Und am anderen Ende der Brücke waren fünf Gestalten, die aus sich heraus zu leuchten schienen. Zuerst sah er sie nur undeutlich, schemenhaft. Dann aber kristallisierten sich Einzelheiten heraus.

Er erkannte eine dieser Gestalten.

Nicole!

Sein kleines Mäuseherz begann zu zittern und zu beben.

Ein heiseres Piepsen entrang sich seiner Kehle.

»Bill! Siehst du es? Hörst du es?«

Er wusste nicht, ob der Freund ihn begriffen hatte. Die Schlange aber hatte ihn augenscheinlich verstanden. Sie erwachte aus der Starre, in die sie verfallen war, stieß einen ohrenbetäubenden Zischlaut aus und schoss züngelnd auf ihn zu.

Zamorra überlegt nicht mehr. Instinktiv lief er los – hin zu dieser Brücke, die ihm wie ein rettender Strohhalm erschien, den er ergreifen konnte.

Er hatte die Brücke erreicht, rannte, was seine kleinen Beine hergaben. Er hatte nicht das Gefühl, festen Boden unter sich zu haben. Es war eher wie ein Fließen, wie ein Eingebettet sein in elektrischen Strom.

Er hatte keine Vorstellung davon, wie lange dieser seltsame Transportvorgang währte. Er merkte nur, wie er plötzlich zu Ende war.

Reale Sinneseindrücke strömten wieder auf ihn ein. Solider Untergrund unter seinen Füßen, feuchtes Erdreich und hartes Felsgestein.

Nacht unter einem glitzernden Sternenhimmel. Tausend Gerüche, die sich in seine Nasenlöcher drängten. Er sah, hörte und spürte wieder mit seinen ›normalen‹ Mäusesinnen.

Er stand auf einem Berg, der ihm so riesig erschien wie der Himalaja. Ein Stück unter ihm hockten die fünf Gestalten, deren Bild schon

vorhin in seinem Bewusstsein erschienen war. Jetzt jedoch sah er sie nicht mehr mit geistigen, sondern mit körperlichen Augen.

Und er sah noch mehr: Die Schlange und… Hamaroth! Der Dämon war also letztlich doch noch aufmerksam geworden.

Beide hatten ebenfalls den Abgrund überquert.

Wieder rannte er los. Spitze Steine bohrten sich in seine Füße, scharfkantige Gräser, die ihm wie Schwerter erschienen, schnitten ihm in Beine und Körper. Aber er achtete nicht auf die Schmerzen, hastete in wilder Eile den Berg hinunter.

Nicole!

Wenn es ihm gelang, sie zu erreichen… Er spürte, dass eine Kraft von ihr ausging, die ihn schützen würde.

Dann stand er unmittelbar vor dem Mädchen. Und jetzt wusste er auch, welche Kraft es war, die ihn magisch zu ihr hingezogen hatte.

Sein Amulett!

Es erstrahlte in hellem Silberglanz auf ihrer Brust.

Auch die Verfolger aus dem Reich der Geister und Dämonen waren jetzt heran – die Hexe in Schlangengestalt und der Dämon der Hinterlist und Heimtücke.

Es war keine Sekunde mehr zu verlieren.

Zamorra, die Maus, sprang auf Nicole Duval zu, kletterte an ihren Beinen hoch, dem schützenden Amulett entgegen. Direkt hinter ihm war noch eine huschende Gestalt, die der seinen zum Verwechseln ähnlich war.

Bill Fleming hatte den Anschluss nicht verpasst.

Dann berührte er mit der rechten Vorderpfote das Amulett.

Erstaunliches geschah.

Wieder spürte er, wie sich sein Körper umwandelte. Die Maus wurde wieder zum Mann. Die Empfindungen, die er dabei hatte, ähnelten haargenau denen, die er bei der ersten Metamorphose gehabt hatte. Nur dass sie diesmal unter umgekehrten Vorzeichen standen.

Nicole schien nicht einmal überrascht zu sein. Nur freudig erregt.

»Chef!«, flüsterte sie leise. »Bill! Gott sei Dank!«

Aber wie es aussah, kamen diese Worte der Erleichterung etwas verfrüht.

Hamaroth, der Dämon, tobte.

»Verräter!«, donnerte er. »Abtrünnige!«

Ihm war, als würde der Dämon in allen bekannten und unbekannten Sprachen gleichzeitig sprechen.

Blitze zuckten aus seinen Fingerspitzen, schleuderten Tod und Verderben.

Die Schlange zerplatzte wie ein Luftballon. Eine schleimige Flüssigkeit rann in den Erdboden, verdampfte wie kochendes Wasser.

Auch Fabienne Duquesne und die übrigen drei Hexen, die an der

Beschwörung der ›Dämonen‹ Zamorra und Fleming teilgenommen hatten, blieben vom Zorn Hamaroths nicht verschont. Er verbrannte sie alle zu Asche.

Nicole, Zamorra und Bill, die durch das Amulett geschützt wurden, konnte er jedoch nichts anhaben. Die Blitze, die er gegen sie schickte, wurden von dem Zaubermetall aufgefangen und zurückgeschleudert. Hamaroth stand bald selbst im Mittelpunkt einer Blitz- und Donnerorgie.

Der Dämon stieß einen furchtbaren Wutschrei aus, stellte dann aber seine aussichtslosen Bemühungen, sie zu verderben, ein.

Es gab einen Knall, der die Trommelfelle erschütterte. Dann war der Rächer aus dem Zwischenreich verschwunden.

Tiefes Schweigen breitete sich über dem Berg aus. Bewegt blieben die drei Menschen noch eine Weile stehen. Dann drehten sie sich um und gingen mit langsamen Schritten den Hang hinunter.

ENDE